

Milosz Matuschek: Der Fall Assange ist die Dreyfus-Affäre unserer Zeit

Nummer 1 – 7. Januar 2021 – 89. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Nobelpreisträgers Corona-Bilanz

Kurt Wüthrich über das Versagen der Schweiz während der Pandemie.
Aufgezeichnet von Christoph Mörgeli

Thurgau, ich liebe dich

Land der Freien, Essenz der Schweiz. *Alex Baur*

Sternstunde Brexit

Nutzen Schweizer Bürgerliche die Gunst des Augenblicks?
Marcel Odermatt

Endlich Nichtraucher!
Matthias Matussek über
die beste Nebenwirkung
seines Herzinfarkts

1 706 900 707 76 1 7
0 1

Für 2 Personen
für 7 Nächte
ab CHF 4245

«ALEX SKI DREAM»
FÜR WELTWOCHEN-
ABONNENTEN



Kurzbucher-Rabatt

10 % auf den auf der Homepage
publizierten Zimmerpreisen
bei einem Aufenthalt von weniger
als 7 Tagen

Ich freue mich auf Ihren Besuch.
Weltwoche-Abonnenten
profitieren vom **7. Januar bis**
18. April 2021 von 15 %
Ermässigung auf dem Special
«Alex Ski Dream».

Bitte nennen Sie uns bei der
Buchung Ihre Abo-Nummer.

René Hürlimann
Hotelier

7 ERHOLSAME NÄCHTE IN ZERMATT

Inbegriffen sind:

Nicht genutzte Leistungen werden nicht rückerstattet.

- **Welcome-Cüpli**
in unserer exklusiven Lounge-Cocktail-Bar
- **Reichhaltiges Frühstücksbuffet**
- **Tägliches Gourmet-Abendessen**
mit kulinarischen Überraschungen
- **1 x erholsame Ganzkörpermassage**
(55 Min.) pro Person
- Benützung des **Grottschwimmbades**
(25 m x 20 m) mit **Whirlpool**, neu
mit **Massagedüsen**, **Luftsprudelliegen**
und **Massagesitz**
- **1 x 6-Tages Skipass**
pro Person
- **Finnische Sauna, Dampfbad, Erlebnis-**
duche, Infrarotsitz
- **Tennis, Squash, Badminton, Tischtennis**
- **Fitnessraum mit Technogym-Geräten**

ALEX
★★★★★

Phone +41 (0)27 966 70 70
info@hotelalexzermatt.com
www.hotelalexzermatt.com



Untauglich für den Ernstfall

Die wichtigste Lehre aus bald einem Jahr Corona: Wir brauchen wieder eine starke Schweizer Armee. Der politisch gewollte Verfall ist umzudrehen.

Einst war die Schweiz ein weltweit bestauntes Ernstfallwunder. Ihr Rückgrat war das Militär, die Kadenschule der Nation.

Als vor hundert Jahren ein welscher Nationalrat kurzsichtig wurde, sprach er alle Kollegen, in die er hineinstolperte, instinktiv mit «Mon colonel» an. So viele Offiziere gab es damals im Bundeshaus.

Amerikanische Generäle trauten ihren Augen nicht. Noch vor dreissig Jahren mobilisierten die Schweizer 800 000 Soldaten innerhalb von nur 48 Stunden. Mit Zettelchen.

Das ist Geschichte. Die Armee wurde auf 120 000 Mann eingedampft. In drei bis vier Tagen bringen sie nur noch 20 000 Mann unter Waffen. Das Militär hat seine Stellung in der Schweiz verloren.

Diese Zertrümmerung ist ein Grosseffort der Linken. Sie haben die Armee als Trachtenverein verspottet und demontiert, unterstützt von Bürgerlichen, die den Kompass verloren hatten.

Die Pandemie macht die Folgen sichtbar: Die Schweiz ist untauglich geworden für den Ernstfall. Es gibt in der Politik kein militärisches Führungs-Know-how mehr.

Militärische Führung heisst: Lagebeurteilung, Problemerkennung, Bildung von Schwergewichten, Befehlsgebung, Erfolgskontrolle, Korrekturen und Konsequenzen.

Gesundheitsminister Alain Berset verbrachte keinen Tag im Militär. Er unternahm nichts, um das Manko auszugleichen. Unter den Folgen leidet die ganze Schweiz.

Der Bundesrat führt nicht. Er schaltet und waltet, wie er will, irgendwie, je nachdem, ohne Lagebeurteilung, ohne präzise Analyse, ohne Schwerpunkt des Handelns.

Man pröbelt. Man versucht dies oder das, lässt sich von den Medien treiben, verheddert sich bei Zahlen und entscheidet aufgrund von Daten, die

sich im Rückblick als falsch erweisen: Masken nützen nichts. Plötzlich sind Masken aller Dinge Mass. Schulen werden geschlossen und wieder geöffnet, Fallzahlen per Fax gemeldet. Opfer, die 9-jährig sind, sind eigentlich 109-jährig.

Alle reden durch- und gegeneinander mit den Medien, der Bundesrat, die Experten, die Task-Force-Spezialisten, die den Bundesrat diskret beraten sollten.

Jedes Fussball-Grüppeltturnier regelt die Kommunikation besser, vor allem dann, wenn es Krisen, Unfälle oder Probleme gibt.

Am Anfang hiess es, die Tauglichkeit von Massnahmen könne erst nach zwei Wochen beurteilt werden. Jetzt wird im Wochenrhythmus Neues erdacht und bestimmt.

Die Beschaffung von Impfdosen hat man verschlafen. Die Apps und IT-Systeme funktionieren nicht. Die Behörden machen mit Prominen-

ten teure Werbung für Impfungen, die nicht zur Verfügung stehen.

Aus Verzweiflung schliesst der Bundesrat Gastbetriebe und Fitnessklubs, obschon sich dort nur wenige anstecken. Existenzen werden auf Befehl von oben ruiniert. Ohne Grund. Entschädigungen gibt es nicht.

Seit Monaten wissen wir: Alters- und Pflegeheime sind die grössten Todesfallen. Schutzkonzepte, sofern vorhanden, versagen. Die Regierung hat keine Ahnung, wie sie die Verwundbarsten besser schützen will.

Die Fantasielosigkeit der Experten ist kolossal. Ausser dem Lockdown fällt ihnen nichts ein. Politiker, die dem zustimmen, sollten auf mindestens 50 Prozent ihrer Bezüge verzichten.

Das Chaos, das wir hier beschreiben, ist das Ergebnis schlechter Führung. Die Führung ist schlecht, weil die Schweiz ihre Armee zerschlagen hat, das grösste Reservoir an Führungswissen.

Und Führungspraxis. Das Corona-Debakel lehrt: Wir brauchen keine biologistischen Geschlechterquoten in den Firmen. Bringt uns die alte Schweizer Armee zurück.

Die Amerikaner, ernstfallerprobt, haben in Rekordwunderzeit einen Impfstoff entwickelt. Israel macht es viel besser als die Schweiz. Die Israelis haben die beste Armee der Welt.

Die Schweiz hatte eine bessere. Weil es keine Profitruppe war, sondern die beste, professionellste Armee von Amateuren, die es in der Geschichte jemals gab.

Die Linken haben sie kaputtgemacht. Dabei war die Armee auch die Verwirklichung des höchsten linken Ideals: der Gleichheit. Doktoren und Hilfsarbeiter schliefen einvernehmlich in der gleichen Baracke.

Die Corona-Schweiz ist eine Lachnummer – wenn es nicht so tragisch wäre. Die Rückkehr zur Ernstfalltauglichkeit ist möglich und machbar. Die Schweiz braucht wieder eine starke Armee. R. K.

Damit Sie ganz Frau bleiben.

Brustkrebschirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Kurt Wüthrich über die Covid-Krise, Roman Josi, Marcel Odermatt, Albert Rösti über Umweltschutz, Lob des Thurgaus

Der Schweizer Nobelpreisträger und Biophysiker Kurt Wüthrich hat sich intensiv mit der Covid-Krise auseinandergesetzt. Er lehrt und forscht nicht nur an der ETH Zürich, sondern auch im kalifornischen La Jolla und in Shanghai. In den USA und in China hat er eigene Beobachtungen protokolliert und den Austausch mit dortigen Kollegen gepflegt. Doch als sich Wüthrich mit einem Brief an die Task-Force-Mitglieder Martin Ackermann und Marcel Tanner wandte, wurde er nicht einmal einer Antwort gewürdigt. Die *Weltwoche* veröffentlicht das in englischer Sprache geführte Sars-CoV-2-Tagebuch des weltbekannten Wissenschaftlers in einer gekürzten Übersetzung. **Seite 14**

Der ländliche Kanton Thurgau, oft als Mostindien verspottet, ist klein, verfügt nicht einmal über eine richtige Hauptstadt und wird oft ignoriert. Doch den Thurgauern, so vermutet Reporter Alex Baur, ist das gerade recht. Sie hätten es geradezu darauf angelegt, unter dem Radar durchzugehen, und begnügten sich damit, dass man sie in Ruhe lässt. Denn in keinem Kanton gebe es eine grössere Dichte an schrägen Vögeln, Eigenbrötlern und Freidenkern, die ohne viel Aufsehen oft Beachtliches erreicht hätten. Der Thurgau, so das Fazit von Baur, launigem Porträt, vereine all das in sich, was er sich von der Schweiz wünschte. **Seite 22**

Der NHL-Spieler Roman Josi wurde im vergangenen September als erster Schweizer mit der James Norris Memorial Trophy ausgezeichnet,



«Eher ein glücklicher Mensch»: NHL-Star Josi.

der höchsten Ehre, die einem Eishockey-Verteidiger widerfahren kann. Im Gespräch mit der *Weltwoche* erklärt der dreissigjährige Berner, wie es sich anfühlt, der Weltbeste zu sein. Bodenständig, ja fast demütig blickt er noch immer zu seinen Sportidolen empor – auch während er auf dem Eis gegen sie verteidigt. Er sei, sagt der in Nashville lebende Puck-Virtuose, «eher ein glücklicher Mensch». Sein künftiges Vaterglück wird dies zusätzlich bestärken. **Seite 26**

Das Referendum über das CO₂-Gesetz kommt zustande. Dieser Tage werden die Unterschriften bei der Bundeskanzlei eingereicht. Damit ist der Zeitpunkt gekommen, die grundsätzliche Frage zu stellen: Was ist eigentlich guter Umweltschutz? SVP-Nationalrat Albert Rösti, Bauernsohn und promovierter ETH-Agronom, gibt in einem persönlich gefärbten Essay seine Antwort. «Ich mag mich an Zeiten erinnern, als im Sommer der Gipfel des Altels ob Kandersteg noch mit ewigem Eis und Schnee bedeckt blieb. Heute erscheint der Gipfel im Hochsommer pechschwarz.» Was tun? Rösti argumentiert, auch mit Blick in die Geschichte, dass die Lösung des Klimaproblems nur mit freiheitlichen Mitteln gelingen kann. **Seite 32**

Ab dieser Ausgabe verstärkt Marcel Odermatt die Redaktion. Der ausgewiesene, erfahrene Journalist arbeitete während Jahren in der Bundeshausequipe des Ringier-Verlags. Danach war er Kommunikationsverantwortlicher in der Gesundheitsdirektion des Kantons Zürich. Der Betriebsökonom aus dem Kanton Nidwalden ist verheiratet und Vater eines Sohnes. In dieser Ausgabe ergründet er die Bedeutung des Brexit-Vertrags für die Schweiz – und die merkwürdige Freudlosigkeit unserer Politiker, die damit verbundenen Chancen zu packen. Wir heissen den neuen Kollegen herzlich willkommen und wünschen ihm viel Erfolg!

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schonnt Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Sehr geehrter Bundesrat

Wir sind Gastgeber – aus Leidenschaft.
Es macht unsere Mitarbeitenden und uns traurig:
Nach zwei Monaten Zwangsschliessung im Frühjahr.
Reduzierten Öffnungszeiten im Herbst.
Bleiben jetzt alle Restaurants erneut geschlossen.
Drei Monate Zwangsschliessung innert eines Jahres.

Bindella

Wie würde es Ihnen gehen.
Wenn Ihnen innert so kurzer Zeit drei Monatslöhne fehlten?

Über allem steht der Schutz der Gesundheit – das respektieren wir.
Eine gesunde Bevölkerung braucht auch eine gesunde Wirtschaft.

Enorm, der Schaden dieses Jahr für die Gastronomie.
Rund 250'000 Beschäftigte in 25'000 Betrieben sind betroffen.
Mit einem Umsatzausfall von rund zehn Milliarden.
Das sind 35 bis 40% des Vorjahresumsatzes.
Etwa die Hälfte der Familien und Betriebe sind existentiell bedroht.

Wir finden diese Massnahmen zu einseitig und unverhältnismässig.
Konzentriert auf Restaurants, Bars, Clubs, Freizeit-, Sport- und Kultureinrichtungen.
Passt da Ihr jüngster Aufruf: «Jetzt braucht es die ganze Schweiz»?

Nur etwa 3% der Neuansteckungen entfallen auf die Gastronomie.
Wir halten den Schutz der Gesundheit hoch.
Mit Massnahmen und hohen Investitionen:
Abstand, Trennwänden, Maskenpflicht, Desinfektion, Registrierung der Gäste.
Weit mehr drängen sich die Leute in den Läden, im Bus, Tram und Zug.

Sie haben einen erneuten Lockdown ausgeschlossen.
Jetzt ist er gleichwohl da.
Zu einem erneuten Eingriff dieser Tragweite hätte gehört.
Dass Sie gleichzeitig dazutun.
Mit welchen Massnahmen Sie diesen weitreichenden Schaden.
Unverzüglich abgelenken werden.
Um Verunsicherung zu vermeiden und Zuversicht zu säen.
Deutschland und Österreich machen es uns vor.

Für das Instrument der Kurzarbeit, das einen Teil der Lohnkosten deckt.
Danken wir Ihnen.

Mit besten Wünschen und Grüssen

Arndt Jüdel – Vater und Sohn



Kritische Stimme: Kurt Wüthrich. Seite 14



Das verheissene Land: Thurgau. Seite 22



Endlich souverän: Boris Johnson. Seite 12

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Lügen für den guten Zweck
- 9 Peter Rothenbühler
Liebe Michelle Gisin
- 10 Tagebuch Arthur Cohn
- 12 Bern Bundeshaus
Lehrstunde, Sternstunde
- 14 Tagebuch des Nobelpreisträgers
Kurt Wüthrich über Covid-19
- 17 Blick in die Zeit
- 18 Personenkontrolle
- 18 Inside Washington
- 20 Mörgeli
Philosoph Berset
- 20 Grossbank der Beamten
Pensionsgelder bei J. P. Morgan
- 21 Peter Bodenmann
Blocher ist Trump vor Trump
- 22 Land der Freien Ode an den Thurgau
- 24 Die besseren Wilden
US-Innenministerin Deb Haaland
- 25 Katharina Fontana
Gute Maske, böser Schleier
- 26 Roman Josi Interview mit dem
weltbesten Eishockey-Verteidiger
- 29 Scharlatan Boris Johnson
Fragwürdiger Hoffnungsträger
- 30 Singen wäre gesund
Krankmachende Corona-Verbote

- 31 Kurt W. Zimmermann
Wie wird das Katastrophenjahr 2021?
- 32 Was ist guter Umweltschutz?
Agronom und SVP-Politiker Albert Rösti
- 34 Sports Awards Kritik von
Bob-Olympiasieger Erich Schärer
- 35 Fluchtwege des Reichtums
Marc Faber über die Kryptowährung
- 36 Frühlingserwachen
Logistik-Unternehmer Hans-Jörg Bertschi
- 38 Transgender-Ideologie
Gefährliches Heilsversprechen
- 39 Thilo Sarrazin Brexit als Chance
- 40 Leidensweg der Uiguren
Unterdrückte muslimische Minderheit
- 42 Glanz der Nebenfiguren
Schauspielerinnen Helena Bonham Carter
- 43 Vier Tage ohne fliessend Wasser
LKW-Fahrer und die Corona-Massnahmen
- 44 Elefantentritt aus heiterem Himmel
Matthias Matussek über Alltagssüchte
- 46 Lachen der Heuchler
Bundesratsfoto 2021
- 47 Henryk M. Broder Tage der Zuversicht
- 48 Leserbriefe
- 49 Nachruf Jeff Turner
- 50 Beat Gygi Die Illusion vom Gratisgeld

LITERATUR UND KUNST

- 51 Ikone der Woche
- 52 «Ich bin ein Schlachtfeld»
Umfassende Dürrenmatt-Biografie

- 54 Bücher der Woche
- 57 Die Bibel
- 58 Dreyfus-Affäre unserer Zeit
Skandal um Julian Assange
- 60 «Mir fehlt das Live-Musizieren»
Dirigent Riccardo Muti
- 61 Fernsehen «Wilder»
- 62 Serie
«Kampf um den Halbmond»
- 63 Pop Skylar Grey
- 63 Jazz Marc Copland

LEBEN HEUTE

- 64 Wunderbare Welt
- 64 Unten durch
- 65 Fast verliebt
- 66 Sehnsuchtsorte
- 67 Lebensläufe
- 67 Thiel
- 68 Essen
- 68 Wein
- 69 Auto
- 69 Objekt der Woche
- 70 Zeitzeichen
- 70 Fragen Sie Dr. M.
- 71 Mittagessen mit ...
Gieri Bolliger, Anwalt
- 72 Der schönste Beruf der Welt
Das Zürcher Gastropaar Segmüller
- 74 Tamara Wernli
2021: Die unemanzipierte Frau

GROSSE BÜCHER GROSSE AUTOREN

Eine Gesprächs- und Lesereihe der Literaturkritikerin und Autorin Dr. Pia Reinacher
in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule Zürich



DR. JÜRIG ACKLIN
LUKAS BÄRFUSS
CATALIN DORIAN FLORESCU
PROF. DR. ALLAN GUGGENBÜHL
PROF. DR. DANIEL HELL
DR. WOLFGANG HERLES
THOMAS HÜRLIMANN
PROF. DR. LUTZ JÄNCKE
DR. BODO KIRCHHOFF
MICHAEL KRÜGER
SIMONE LAPPERT
SIBYLLE LEWITSCHAROFF
JONAS LÜSCHER
EVA MENASSE
DR. ROBERT MENASSE
MARTIN MOSEBACH
PROF. DR. ADOLF MUSCHG
MONA PETRI
RALF ROTHMANN
PROF. DR. RÜDIGER SAFRANSKI
LEA SINGER
DR. ARNOLD STADLER
PETER STAMM
DR. HAJO STEINERT
JENS STEINER
ALAIN CLAUDE SULZER
DR. PIA REINACHER Moderation

4 Jahre, 8 Ausgaben, 26 internationale Autoren
Nächste Veranstaltung: Eva Menasse, 21. Januar, 19.30 Uhr

Lügen für den guten Zweck

In der Schweiz geniessen behördliche Mitteilungen eine hohe Glaubwürdigkeit. Doch just in der Corona-Krise ist die Desinformation längst Normalität.

Alex Baur

Also doch. Entgegen früheren Demen-tis macht es für das BAG keinen Unter-schied, ob jemand mit oder an dem Corona-virus gestorben ist. Wie das Amt Anfang Woche auf Anfrage des *Tages-Anzeigers* bestätigte, werden positiv getestete Verstorbene als Co-vid-19-Opfer ausgewiesen, egal, ob das Virus ursächlich für ihr Ableben war oder nicht.

Den Anlass dazu gab der erste Todesfall eines jungen Erwachsenen, der über die Festtage aus dem Kanton Zürich vermeldet wurde. Doch der 29-Jährige ist gar nicht dem Virus erlegen, wie nachträglich bekannt wurde. Ebenso wenig wie das neunjährige vermeintliche Corona-Opfer aus dem Kanton St. Gallen. Und ebenso wenig wie der Säugling aus dem Kanton Aargau, den Stefan Kuster, der damals neue «Mister Corona» vom BAG, bei seinem ersten Medienauftritt im vergangenen Mai fälschlicherweise zum Co-vid-19-Opfer erklärt hatte.

Nachbarschaftliche Hilfe

Es stimmt auch nicht, dass sich das Virus rasend schnell verbreitete, wie der Bundesrat am 18. Dezember behauptete, um der Nation Enthalt-samkeit über die Festtage zu verordnen. In Tat und Wahrheit lag die famose Reproduktionszahl (R-Wert) am fraglichen Tag bei 0,89. Die An-steckungen gingen also zu diesem Zeitpunkt bereits zurück, wie leider erst kurz vor Neujahr bekannt wurde, und das schon seit geraumer Zeit. Wiederum der *Tages-Anzeiger* entlarvte die von Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) be-schworene Einigkeit in der Regierung als Lüge: Zumindest Ueli Maurer (SVP) hatte demnach massiv gegen den Teil-Shutdown opponiert.

Und wenn man den Statistiken des BAG glauben will, war auch die vermeintliche Über-lastung der Spitäler Schall und Rauch: Seit dem Peak Mitte November ging die Zahl der Corona-Patienten auf den Intensivstationen landes-weit von über 500 auf rund 430 (Weihnachten) zurück. Gewiss, es gab regionale Unterschiede und zeitliche Verzögerungen, die zweite Welle war von Westen nach Osten übers Land gerollt. Da und dort war das Personal gefordert, wie es in Notfällen halt passieren kann.

Die vier Intensivbetten, über die etwa der kleine Kanton Glarus verfügt, waren schnell besetzt. Andere Mini-Kantone wie Obwal-den oder Appenzell Innerrhoden betreiben gar keine Intensivstationen. Dank nachbar-schaftlicher Hilfe wurden sie trotzdem ver-sorgt. Schweizweit bestand immer eine Reser-ve von rund 25 Prozent leeren Intensivbetten, die nach Bedarf auch erweitert wurde. Schön

Der elastische Umgang mit Fakten und Faktoren ist so ziemlich die einzig erkennbare klare Linie.

aufzeigen lässt sich das am Beispiel des Kan-tons Zürich, wo die Intensivbetten seit Anfang November gar von 260 auf 220 reduziert wur-den; über die Feiertage waren trotzdem noch 50 Plätze frei.

Kurzerhand irrelevant

Noch verstörender als der notorische Alarmis-mus mutet allerdings die Nonchalance an, mit der die Falschinformation einfach weg-gesteckt wird, ganz nach Konrad Adenauers Motto: «Was kümmert mich mein Geschwätz von gestern.» Das Vertrauen ins Vertrauen der genarrten Bevölkerung scheint grenzenlos. Als zum Jahreswechsel bekannt wurde, dass der R-Wert, den die Regierung vor Weihnachten noch zum Mass aller Dinge erklärt hatte, damals in Wahrheit längst rückgängig war, erklärte die

offizielle Covid-Task-Force den R-Wert kurzer-hand für irrelevant.

Zwar hatte Privatdozent Christian Althaus, der Chefalarmist der Task-Force, früher selber immer wieder mit exponentiell exorbitanten Reproduktionsfaktoren Stimmung gemacht. Doch nun switchte Althaus auf ein neues Horrorszenarium: die angeblich neuartige und ansteckendere Mutation aus Grossbritannien! Der R-Wert sei völlig überbewertet.

Der elastische Umgang mit Fakten und Fak-toren ist so ziemlich die einzig erkennbare klare Linie, welche die Corona-Politik von An-fang an auszeichnete. Als es im letzten Winter darum ging, der Bevölkerung einen kurzen Shutdown schmackhaft zu machen, wurden Gesichtsmasken als völlig nutzlos deklariert. Kinder mutierten zu Virenschleudern. Als man die Nation im Frühling zaghaft aus der Starre erwachen liess, wurde die Gesichtsverhüllung plötzlich ungemein wichtig. Und die Kinder, die ohnehin nie gefährdet waren, durften ihre Grosseltern nun doch wieder umarmen.

April, April!

Zugleich wurde uns eingebläut, die unheim-liche Gefahr sei keineswegs gebannt. Nun ging es auch plötzlich nicht mehr darum, eine Über-lastung der Spitäler zu verhindern, nein, das Virus musste ganz aus der Welt verschwinden, koste es, was es wolle. Und wenn die Fallzahlen sanken, dann war das kein Grund zur Ent-spannung, nein, es war bloss ein Zeichen dafür, dass viel mehr getestet werden müsste. Ob R-Faktor, Hospitalisierungen, Positivitätsraten oder Mutationen – eine Begründung wechselt die andere ab. Busse wurde zur Bürgerpflicht, egal, ob ein Erfolg messbar ist.

Auch die vor Weihnachten noch beschworene «Begrenzung» der obrigkeitlich verordneten Austerität auf die Festtage hin war offenbar nicht ernst gemeint. April, April! Obwohl die Werte weiterhin sinken, kündigt der Bundesrat mit Verweis auf den ominösen britischen Mu-tanten schon die nächste Packung an. Die Angst muss befeuert werden, der vermeintlich gute Zweck scheint jede Lüge zu rechtfertigen.



Liebe Michelle Gisin

Wenn Sie aus dem Starhäuschen schnellen, möchte man Piste sein. Sie streicheln den Schnee, lassen Ihre Skis durch die Kurven flitzen, ohne je abzuheben. Gerade als wollten Sie dem Schnee etwas mitteilen. Breitbeinig, wie auf Schienen fahren Sie durch die Tore. So sicher, dass Sie den Eindruck erwecken, gar nicht so schnell zu sein.

Man kriegt den Eindruck, dass Sie die Dauersiegerin im Slalom, Mikaela Shiffrin, genau beobachtet und von ihr viel gelernt haben: Genau so fahren nur die Besten, bisher Shiffrin und Petra Vlhová, jetzt auch Sie.

Es wirkt in diesen nebligen Zeiten wie Balsam für unsere Zuschauerseelen, dass wir endlich wieder eine Slalomkönigin haben, die gegen die Besten der Welt gewinnt und auf Podestplätze abonniert ist. Endlich dürfen wir uns wieder so richtig freuen. Federer fällt momentan aus, dafür ist jetzt Gisin-Time!



Balsam für unsere Zuschauerseelen: Slalomkönigin Gisin.

Es sind nicht nur Ihre Resultate, die die Emotionen freimachen, es ist dieses ganze Gisin-Package: eine hochtalentierte, bildhübsche Skifahrerin, stets gutgelaunt, immer mit diesem Strahlen im Gesicht, warmherzig im Umgang mit allen. Eine echte Charismatikerin.

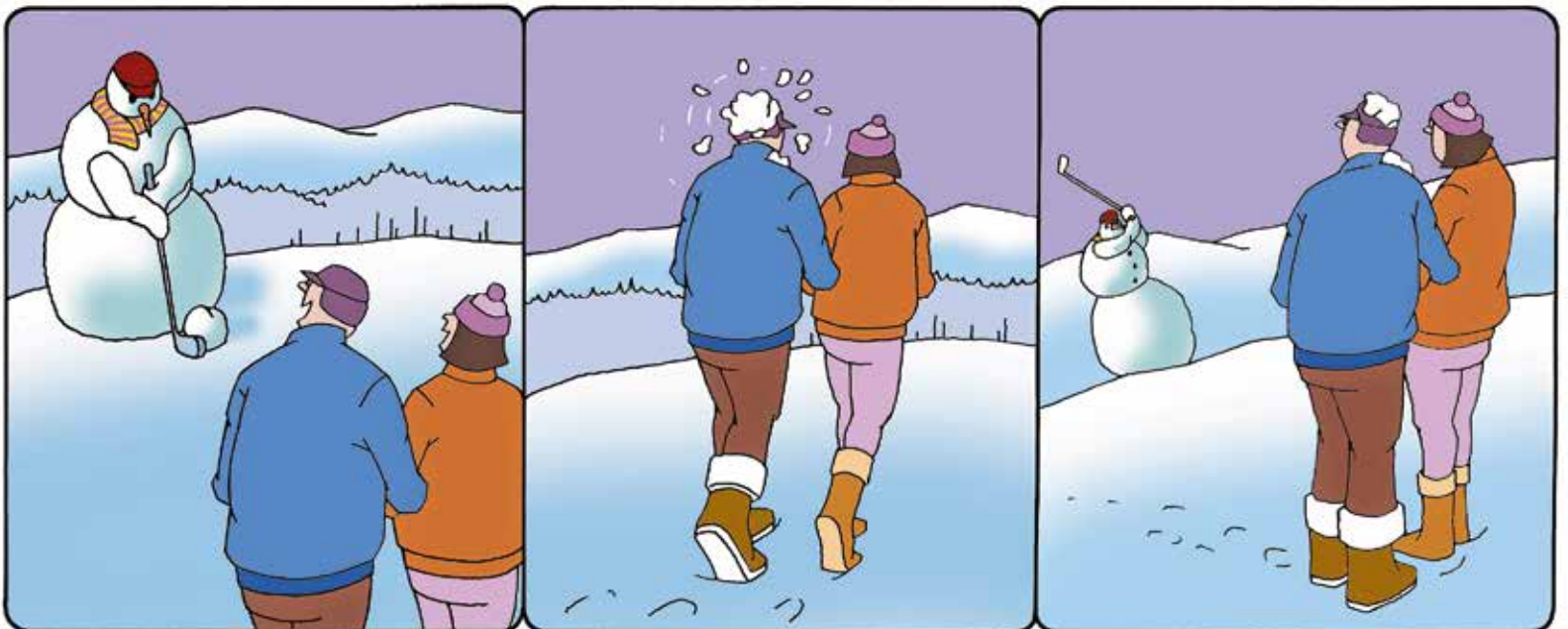
Das Lachen ist nicht gekünstelt, es kommt von innen heraus. Offenbar sind Sie mit sich selbst im Reinen. Offenbar wissen Sie, wie stark Sie sein können. Und wenn's mal nicht fürs Podest reicht, machen Sie einen freundlichen Spruch, gratulieren neidlos den Rivalinnen. Wunderbar, wie Sie sich mit Ihrer Familie und Ihrem beruflichen Umfeld verstehen, wie herzlich Sie mit Ihren Teamkolleginnen umgehen.

Man kann Ihnen nur wünschen, dass Sie dieses wunderbare Gleichgewicht auch nicht verlieren, wenn Sie als umschwärmter Skistar überschwänglich gefeiert werden.

Oder eine Pechsträhne zu verarbeiten hätten. Zum Glück haben Sie eine Familie, die Ihnen immer wieder hilft, den Ausgleich zu finden. Aber vorerst gilt eigentlich nur Dölf Ogis Spruch: Freude herrscht!

Mit freundlichen Grüßen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Arthur Cohn



Von September bis Dezember verbrachte ich fast drei Monate in Israel und konnte mir von der lokalen Auseinandersetzung mit der Pandemie ein gutes Bild machen. Ich nehme es vorweg: Ich bin beeindruckt.

Die Schweiz (41 290 km²) ist flächenmässig fast doppelt so gross wie Israel (22 070 km²), während Israel rund eine halbe Million mehr Einwohner hat (zirka 9,2 Millionen) als die Schweiz (zirka 8,7 Millionen). Obwohl in Israel also mehr Menschen auf einer kleineren Fläche leben und dort bis heute mehr als doppelt so viele Corona-Tests als in der Schweiz durchgeführt wurden, ist die Zahl der nachgewiesenen Corona-Infizierten in beiden Ländern ungefähr gleich hoch (um die 460 000). Umso verblüffender ist der Unterschied bei der Zahl der Verstorbenen: In der Schweiz sind bis anhin rund 8000 Menschen an Covid-19 verstorben, in Israel «nur» zirka 3400. Es sind also in der Schweiz weit mehr als doppelt so viele Corona-Tote wie in Israel zu beklagen. Mich als Schweizer Staatsbürger stimmen diese Zahlen sehr nachdenklich. Wie lässt sich diese Diskrepanz erklären?

Es stimmt, dass die Bevölkerung Israels deutlich jünger ist. Das Durchschnittsalter beträgt lediglich 30 Jahre, in der Schweiz 42. Und die Geburtenrate im äusserst familienorientierten und lebensbejahenden jüdischen Staat ist doppelt so hoch wie in Helvetien. Aber dieser horrende Unterschied bei der Zahl der Corona-Opfer kann nicht lediglich auf die höhere Anzahl betagter Menschen in der Schweiz zurückgeführt werden. Vielmehr liegt es auf der Hand, dass Israel in dieser Krise vieles richtig gemacht hat.

Bereits in der ersten Welle im vergangenen März war Israel eines der ersten westlich orien-

tierten Länder, die die Schrauben anzogen und strenge Massnahmen zur Verhinderung der Ausbreitung des Virus ergriffen. Schon damals ging in Israel ein vom damaligen Verteidigungsminister Naftali Bennett verbreiteter Slogan herum: «Wir retten Opa und Oma!» Das Wohl der älteren Bevölkerung stand stets im Zentrum der Entscheidungsträger Israels. Zugunsten des Lebens und der Gesundheit der Gefährdeten wurden herbe wirtschaftliche Verluste in Kauf genommen. Können wir Schweizer das auch von uns behaupten?

Gewiss, auch Israel hat Fehler gemacht. Wie viele Länder kam man aus der ersten Welle zu nonchalant heraus. Umso heftiger schlug im Herbst die zweite Welle in Israel ein. Aber unter der eindrücklichen Ägide des Ministerpräsidenten Benjamin Netanjahu konnte man die Infektionszahlen seither in Schach halten. Netanjahu hat soeben gar einen dritten Lockdown, der etwa zwei bis drei Wochen dauern sollte, verordnet, um eine verheerende dritte Welle zu verhindern.

Israel hat bisher beachtliche 8,3 Millionen Corona-Tests durchgeführt, die Schweiz nur 3,7 Millionen. Dass Israel einen Schritt voraus ist, zeigt sich aber vor allem im Umgang mit der Impfung. Israel war eines der ersten Länder, die die Impfung Mitte Dezember breitflächig in Angriff nahmen. Netanjahu peilte schon damals eine forsche Massenimpfung an mit rund 150 000 Impfungen pro Tag. Dies würde bedeuten, dass innerhalb eines Monats (20 Werktagen) 3 Millionen Impfungen erreicht würden, was rund einem Drittel der Bevölkerung entspricht. Ein erstes Zwischenziel ist erreicht: Schon über eine Million Menschen sind geimpft. Israel könnte somit einer der ersten Staaten sein, die sich aus den Zwängen der Corona-Pandemie befreien können.

Man kommt nicht darum herum, Benjamin Netanjahu, der vor kurzem Staatsgründer David Ben-Gurion als den am längsten regierenden Ministerpräsidenten Israels abgelöst hat, ein Kompliment zu machen. Dass er die Verteidigung von Israels Sicherheitsinteressen unerschütterlich bewahrt und ein unvergleichliches Wirtschaftswachstum herbeigeführt hat, ist bekannt. Zuletzt kamen zwei weitere eindrückliche Pluspunkte in das Résumé: erstens die Friedensverträge mit den Vereinigten Arabischen Emiraten, Bahrain, Sudan und Marokko. Die letzten Friedensverträge Israels mit arabischen Staaten liegen über zwei Jahrzehnte zurück. Zweitens Israels Verhalten in der Pandemie: Netanjahu entpuppte sich erneut als einer der weltweit weitsichtigsten und scharfsinnigsten Staatsmänner. So hat er die Beschaffung der Impfstoffe früh in die Wege geleitet und war dafür auch bereit, einen viel höheren Preis zu zahlen. Er verstand, dass er es sich als Staatsmann nicht leisten kann, klein zu denken oder zu handeln.

Wir Schweizer können vieles von Israel lernen. Viel testen, schnell und effizient impfen, lähmende bürokratische Hürden umgehen, die Wissenschaft bejahen und irrationalem Skeptizismus den Rücken kehren – aber allem voran dies: temporäre Abstriche betreffend unser Portemonnaie, unsere Gewohnheiten und unsere Freiheit in Kauf nehmen, um das Leben und die Gesundheit unserer älteren Mitmenschen zu schützen. Mit dieser Einstellung können wir nicht nur schneller, sondern auch menschlicher und vereinter die Tiefen des Corona-Lochs verlassen.

Arthur Cohn ist Basler Filmproduzent und sechsfacher Oscar-Preisträger.



VIP-Spezialreise «Wandern im Bündnerland» Naturwunder Alp Flix

Oberhalb des Dörfchens Sur liegt auf einem Hochplateau die Alp Flix. Die geschützte Moorlandschaft im Surses wird auch «Schatzinsel der Artenvielfalt» genannt. Zusammen mit dem professionellen Wanderführer Stefan Moser erleben wir die grossartige Naturschönheit und den Zauber der Bergwelt.

Gleich nach der Ankunft stimmt uns Tour-Guide Stefan Moser mit der Präsentation «Schatzinsel Alp Flix» auf das bevorstehende Abenteuer ein. Die erste Wanderung am 2. Tag führt über den Kanonensattel zur Alp Natons. Das Bergpanorama sowie die unzähligen Pflanzenarten sind beeindruckend. Viele Tiere kreuzen unseren Weg: Steinböcke, Gämsen, Rotwild und zutrauliche Murmeltiere. Beim Grillen lassen wir den Tag ausklingen.

Am nächsten Tag ruft der Parc Ela, der grösste Naturpark der Schweiz. Über die guten Wanderwegen der Alp Flix erreichen wir die Bergseen Lai Blos und Lai Neir. In der Schaukäserei wohnen wir einer Alpkäse-Degustation bei. Am Abend steht – so der Wettergott will – eine Nachtwanderung auf dem Programm.

Am vierten Reisetag begeben wir uns fünfzehn Meter tief ins Erdinnere und besichtigen die Erzgruben der Alp Flix. In zwei begeharen Gruben unterhalb von Salategnas haben wir die Möglichkeit, selbst Kupfererz zu klopfen.

Buchen ohne Risiko

Reisebuchungen für 2021 können Sie bei uns – ohne Angabe von Gründen – bis 31.03.2021 kostenlos stornieren!



Platin-Club-Spezialangebot

«Alp Flix – Wandern im Bündnerland»

Reisetermine:

29. August bis 1. September 2021
12. bis 15. September 2021

Leistungen:

- 3 Übernachtungen mit Frühstück im Berghaus «Piz Platta» oder bei Cotti Agricultura in einer mongolischen Jurte
- 3 Abendessen (Bündner Spezialitäten, Grillabend, Abschiedsessen)
- 1 Mittagsimbiss
- Wanderungen und Besichtigungen gemäss Programm
- Professionelle Wanderführung mit Stefan Moser
- Gruppengrösse: max. 10 Personen

Preise:

Berghaus: Fr. 1180.–
Mongolische Jurte: Fr. 980.–
Aufpreis für Nichtabonnenten: Fr. 300.–
Aufpreis für Einzelzimmer:
Fr. 150.– (Berghaus); Fr. 270.– (Jurte)

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch.
Bitte *Weltwoche*-Abonummer angeben.

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

Lehrstunde, Sternstunde

Der Bundesrat steckt nach dem vollzogenen Brexit den Kopf in den Sand. Dabei bietet sich eine einmalige Chance, das Verhältnis der Schweiz zur EU neu auszurichten.

Nachdem Boris Johnson an seinem Amtssitz an der Downing Street 10 in London mit einem schwarzen Parker Fountain Pen seine Unterschrift unter den 1246 Seiten starken Handelspakt mit der Europäischen Union gesetzt hatte, fasste der konservative Premierminister die Auswirkungen des Abkommens wie folgt zusammen: «Das Schicksal unseres grossartigen Landes liegt jetzt fest in unseren Händen.»

Auf die Schweiz umgemünzt, bedeutet das: Die Eidgenossenschaft zählt mit dem Vereinigten Königreich einen neuen, gewichtigen Partner an ihrer Seite. Die fünftgrösste Wirtschaftsmacht besiegelte nach 47 Jahren Mittun offiziell ihren Austritt aus der Europäischen Union. Ein befreundeter Staat, der künftig auf gleichberechtigten Wirtschaftshandel mit dem EU-Block setzt, statt weiter Stück für Stück seine Souveränität abzugeben.

«Beschämendes Schurkenstück»

Wer nun erwartete, dass die Verantwortlichen hierzulande wegen des neuen Verbündeten in Jubelstürme ausbrechen oder den Briten für ihren Verhandlungserfolg wenigstens Respekt zollen, sieht sich getäuscht. Seit der Ankündigung des Deals kurz vor Heiligabend ist aus Bundesbern wenig zu vernehmen. Die Landesregierung liess sich bisher offiziell nicht zum epochalen Ereignis verlauten. Auf den Vertrag in einem *Sonntagszeitung*-Interview angesprochen, meinte SVP-Wirtschaftsminister Guy Parmelin nichtssagend, man «analysiere die ganze Situation».

Dafür erklären die immer gleichen Experten auf allen Kanälen landauf, landab, wie wenig das Vereinigte Königreich erreicht habe, wie dünn der Kontrakt in Wahrheit sei. «Der Brexit sei ein beschämendes Schurkenstück», wütet der *Spiegel*. Die *Zeit* schwadroniert von einer «irrwitzigen Wichtigtuerei» (gemeint ist Grossbritannien), und die *NZZ am Sonntag* solidarisiert sich neu mit britischen Fischern, die sich «betrogen fühlen».

Bei diesen Reaktionen spielen vielleicht etwas Ratlosigkeit und gar peinliche Berührtheit eine



«Das Abkommen der Briten muss unser Massstab sein.»

Rolle. Verständlich wäre es. Der in den Medien und von Brexit-Gegnern abwechslungsweise als «Clown», «Scharlatan» oder gar «Lügner» verunglimpft Boris Johnson brachte entgegen allen Voraussagen das Kunststück fertig, der EU einen Vertrag abzurufen, der das historische Referendum vom 23. Juni 2016 über die Mitgliedschaft umsetzt.

Kontrolle über Gesetze, Grenze, Handel

Den Anhängern des Austritts auf der Insel ging es lange wie Schweizer Politikern und Sachverständigen, die den Staatenbund und speziell das geplante institutionelle Abkommen (InstA) mit der EU kritisieren. Die verbliebenen 27 Staaten könnten den Briten alles diktieren, das einstige Kolonialreich sei ein reiner Bittsteller, hiess es in einer Endlosschleife.

Fakt ist: Die Briten haben seit dem 1. Januar 2021 wieder ihre Kontrolle über ihre Gesetze, Grenzen und ihren Handel. Unterstützungsbeiträge müssen sie keine mehr entrichten. Trotzdem verkaufen sie zollfrei Waren auf den Kontinent. Anders die Schweiz: Sie spült seit 2007 mit dem Kohäsionsbeitrag Hunderte Millionen von Franken an Beiträgen in die Kassen von diversen EU-Ländern, um die Erlaubnis für den Zugang zum Binnenmarkt zu erkaufen und schrankenlos Handel betreiben zu können.

Auch die Unterstellung unter den Europäischen Gerichtshof (EuGH) schafften die britischen Unterhändler aus der Welt, obwohl genau das die EU lange verlangte. Stimmt die Schweiz dagegen dem InstA zu, wird dieses Tribunal die letzte Instanz bei Streitigkeiten über die Auslegung von Binnenmarktrecht zwischen Brüssel

und Bern. Anhänger des Rahmenabkommens erklären das mit dem «privilegierten Zugang zum Binnenmarkt», der unvergleichlich besser sei als jener, den die Briten ausgehandelt hätten.

Tatsächlich bezahlt die Insel für ihr «No» zum EuGH einen Preis: zusätzliche Formulare und Papierkram bei den Ein- und Ausfuhren. Austrittsgegner mögen das nun zum neuen grossen Hindernis und Mega-Nachteil für Post-Brexit-Grossbritannien heraufbeschwören. Ob nun diese Prognose, nach der endlosen Serie von Fehleinschätzungen der Brexit-Gegner, eintreffen wird? Immerhin meldete die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* am Wochenende kleinlaut, der «Grenzverkehr rolle problemlos». *Let's wait and see!* Auch nach Beginn der ersten Arbeitswoche bleibt das prognostizierte Chaos trotz der Zollkontrollen am Ärmelkanal aus.

Schlussstrich für Erasmus

Die Bewerbung des InstA wird auf jeden Fall nicht einfacher. Die Befürworter müssen der kritischen Öffentlichkeit genau erklären, welche Nachteile Grossbritannien im Handelsverhältnis im Vergleich zur Schweiz hat und ob diese Unterschiede den Souveränitätsverlust durch den EuGH rechtfertigen. Einen Vorgeschmack auf den Abstimmungskampf gibt SVP-Präsident Marco Chiesa: «Bundesrat Ignazio Cassis muss nun schleunigst den Reset-Knopf finden, den er am Anfang seiner Amtszeit drücken wollte. Deshalb wurde er ja gewählt.» Weitere Verhandlungen mit der EU müssten nach dem britischen Modell erfolgen: Freihandel und freundschaftliche Zusammenarbeit statt EU-Recht und EU-Richter. «Das Abkommen der Briten muss jetzt unser Masstab sein», so der Tessiner Ständerat.

Einen Schlussstrich ziehen wollen die Briten auch beim Bildungsprogramm Erasmus plus. Chiesa will nachziehen: «Die bereits etablierte Schweizer Lösung mit Movetia ist erfolgreich und kostet einen Drittel des geplanten EU-Programms.»

Aus helvetischer Optik kommt ein weiteres zentrales Moment hinzu: Die Insulaner können die Zuwanderung wieder selber steuern. Die Personenfreizügigkeit, die in Grossbritannien wie in der Schweiz für epische Diskussionen sorgte, ist passé. Etwas, das die Schweizerinnen und Schweizer in einer Abstimmung eigentlich auch wollten und das seit 2014 in der Verfassung in Artikel 121a verbrieft ist. Im Gegensatz zum oft exzentrisch wirkenden Politiker mit der Wuschelfrisur lieferte die Schweizer Politiker-Kaste aber nicht ab. Sie verweigern bis heute, das Verdikt des Souveräns von 2014 umzusetzen.

Für die Schweiz bietet das Abkommen Anschauungsunterricht aus nächster Nähe. Es ist ein strategisches Meisterstück. «Get Brexit done!» Mit diesem überdeutlichen Wahlslogan gewann Boris Johnson im Dezember 2019 haushoch die Wahlen. Als Boris Johnson der EU zu-

dem klarmachte, dass er lieber kein Abkommen abschliesst als ein schlechtes, war der französische Unterhändler Michel Barnier bereit, Kompromisse einzugehen. Für die Zukunft bedeutet das, dass Brüssel wichtigen Handelspartnern – die Schweiz rangiert hinter den USA, China und neu Grossbritannien auf dem vierten Platz – offenbar zubilligt, dass ein Land abseitsstehen,

FDP-Chefin Petra Gössi bringt die derzeitige defätistische Stimmung im Bundeshaus auf den Punkt.

aber zollfreien Handel betreiben kann, wenn sie bereit sind, die jeweiligen Marktregeln gegenseitig einzuhalten.

«Zuerst den Deal analysieren»

Als sich Ignazio Cassis 2017 für den Job als Bundesrat bewarb, versprach der FDP-Aussenminister beim Rahmenabkommen einen Neustart. Einen besseren Zeitpunkt, das Verhältnis mit der EU frisch zu überdenken und zu justieren, gibt es nicht. Andere Lösungen als das vorliegende InstA sind möglich, wenn der politische Wille dazu vorhanden ist, die laufenden Verhandlungen zu stoppen und das Time-out für eine Lagebeurteilung zu nutzen.

Dass die heimischen Staatenlenker und Diplomaten jetzt einen Gang hinaufschalten, um aus dem Weihnachtsgeschenk von der Insel politisches Kapital zu schlagen, ist im Moment aber nicht zu erwarten. FDP-Chefin Petra Gössi bringt die derzeitige defätistische Stimmung im Bundeshaus auf den Punkt: Das Aussendepartement (EDA) müsse zuerst «den Deal und die Verhandlungstaktik der Briten analysieren», erklärte die Schwyzer Nationalrätin dem *Tages-*

Anzeiger. Die EU-Beitritts-Befürworter Eric Nussbaumer und Fabian Molina gaben in einem Communiqué am Berchtoldstag die Marschrichtung der SP vor. Das Abkommen werde nicht helfen, «die Beziehungen Schweiz - EU zu verbessern», so die beiden Genossen.

Das sind Einladungen an die Bedenkenträger im EDA, die den Austritt des Vereinigten Königreichs insgeheim ablehnen und sich von Beginn an mit der EU solidarisierten und ihre Argumentation unkritisch übernahmen, untätig zu bleiben und am InstA festzuhalten. In der Tat: Brüssel hat Druckmittel. Wenn das Vereinigte Königreich Regeln verletzt, zum Beispiel in der Union gültige Produktions- oder Umweltstandards untergräbt, kann der Block Strafzölle erheben.

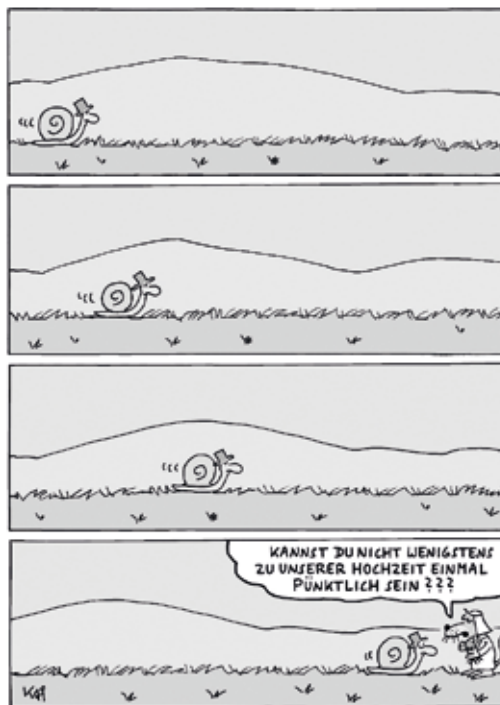
Das würde für Grossbritannien jedoch noch mehr Anreize schaffen, sich vom Staatenbund abzuwenden und sich auf andere Märkte auf dem Globus zu fokussieren. Eine Strategie, die sich auszahlen könnte. Der Internationale Währungsfonds prognostiziert, dass in den nächsten zehn bis fünfzehn Jahren 90 Prozent des globalen Wachstums ausserhalb der EU stattfinden werden. Der Trend der britischen Ausfuhren zeigt die Richtung an: Ihr Anteil in die Union ging in den vergangenen zwanzig Jahren von rund 60 auf gegenwärtig 40 Prozent zurück.

Zentrale innenpolitische Lehre

Es liegt nun an Grossbritannien, was das Land aus den neuen Freiheiten macht. Die Politiker in Westminster können künftig nicht mehr die Schuld für ihre Misserfolge dem Staatenbund in die Schuhe schieben. Der Befreiungsschlag setzt London unter Druck. Eigenständigkeit und Souveränität haben ihren Preis.

Die zentrale innenpolitische Lehre, die aus dem Brexit-Prozess gezogen werden sollte, betrifft die bürgerlichen Parteien selber. Nichts schadete und spaltete das bürgerliche Lager in der Schweiz in den vergangenen Jahrzehnten mehr als der Streit um die Frage der europäischen Integration. Nichts machte die Linke im Land stärker als der notorische Zoff um dieses zentrale Dossier zwischen FDP und CVP auf der einen und der SVP auf der anderen Seite.

Die britischen Konservativen haben diese Frage dank Boris Johnson und dem dank von ihm durchgezogenen Brexit jetzt gelöst. Die über fünfzig Jahre dauernde Auseinandersetzung über das Verhältnis zu Europa ist mit dem Austritt für nicht absehbare Zeit beendet. Die Tories haben zudem den Ball den Linken zugespielt. Diese können sich nun darüber streiten, wie das Verhältnis von Grossbritannien zur Europäischen Union aussehen soll. Zwischen jenen, die wieder in den Staatenbund zurückkehren wollen, und jenen Marxisten und Antikapitalisten, für die die EU schon immer ein neo-liberales Projekt darstellte.



Tagebuch des Nobelpreisträgers

Der Biophysiker Kurt Wüthrich lehrt und forscht an der ETH Zürich, in Kalifornien und in Shanghai. Offen und kritisch äussert der Forscher seine Einsichten über Covid-19.

Aufgezeichnet von Christoph Mörgeli

Im Jahr 2002 wurde Kurt Wüthrich der Chemie-Nobelpreis für seine bahnbrechenden Arbeiten zur Strukturaufklärung von Proteinen in Lösung mittels Kernresonanzspektroskopie (NMR) verliehen. Neben seinem naturwissenschaftlichen Studium erlangte Wüthrich das Diplom eines Turn- und Sportlehrers und spielte viele Jahre Liga-Fussball beim FC Wallisellen. Diese Bodenständigkeit zeichnet auch den Molekularbiologen und Biophysiker aus; kürzlich wunderte sich die *Süddeutsche Zeitung*, dass hierzulande sogar «ein Nobelpreisträger wie Kurt Wüthrich seine wissenschaftlichen Erkenntnisse unbeirrt in seinem angestammten Schwyzerdütsch vorträgt».

Obwohl der gebürtige Berner Seeländer mit dem Bürgerrecht von Trub im Emmental zu den weltführenden Forschern gehört und auch an Universitäten in Kalifornien und Shanghai lehrt, hat er sich bislang noch nie öffentlich über die Corona-Pandemie geäussert. Eine erste Anfrage der *Weltwoche* beschied er im letzten Frühling noch abschlägig. Wüthrich hat seine Gedanken erstmals am 15. März 2020 schriftlich festgehalten und seither in unregelmässigen Abständen aktualisiert. Auf unsere Bitte gab der beruflich noch immer aktive 82-Jährige jetzt seine Notizen zur Publikation frei. Im Folgenden wird ein Teil dieser Notizen aus der englischen Fassung übersetzt.

Masken retten Leben

Unmittelbar vor dem landesweiten Lockdown äusserte Kurt Wüthrich seine Verwunderung darüber, dass die Schweiz wie die übrige Welt trotz Ausgaben von vielen Milliarden Dollar für die biomedizinische Forschung – insbesondere auf dem Gebiet der Ribonukleinsäure (RNA) – nicht besser auf den Kampf gegen Covid-19 vorbereitet war. «Warum ergreifen wir ähnlich verheerende Massnahmen (Lockdown) zur Bekämpfung der Pandemie, wie man das vor hundert Jahren tat?» Bald schon zeigten die Todesstatistiken, dass die über 65-Jährigen die grösste Hochrisikogruppe der Bevölkerung darstellten. Warum aber steckten sich so viele Vertreter dieser Hochrisikogruppe an, obwohl sie wahr-



Erstaunt darüber, wie wenig «harte Fakten» es über Sars-CoV-2 gibt: Forscher Wüthrich.

scheinlich nicht zu jenen Menschen gehören, die besonders häufig unter die Leute gehen? Als exzellenten Kenner von China erstaunte Kurt Wüthrich die Tatsache, dass sich im Januar 2020 die Seuche ausserhalb Wuhans kaum ausbreitete, obwohl über eine halbe Milliarde Chinesen zur Feier des Neujahrs unterwegs waren. Die Infektionszahlen pro Million Einwohner lagen Ende März in der Schweiz, in Italien und in der Provinz Hubei (mit der Hauptstadt Wuhan) deutlich über hundertmal höher als im übrigen China.

«Furchterregendes Szenario»

Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) empfahl ebenso wie das Schweizer Bundesamt für Gesundheit (BAG), keine allgemeine Maskentragpflicht durchzusetzen. Doch in China, wo Masken auch in normalen Zeiten häufig von Gesunden und Erkälteten getragen werden, deuteten die Daten darauf hin, «dass das Maskentragen von entscheidender Wirkung ist». Kurt Wüthrichs eigene Erfahrung in Schanghai lautete so: «Bis am Morgen des 22. Januars 2020 erregte Covid-19 kein Aufsehen. Am Nachmittag des 22. Januars wurden uns vom Hotel grössere Vorräte an Masken ausgehändigt, und wir wurden davor gewarnt, das Hotelzimmer ohne eine Maske zu verlassen. Während am 22. Januar etwa 30 Prozent der Bevölkerung in den Strassen Masken getragen hatten, wie das in China im Winter üblich ist, schien es am 23. Januar, als trügen über 99 Prozent aller Chinesen in den Strassen Masken. Das Gleiche galt am 24. Januar, als wir am Pudong International Airport China verliessen.»

Wüthrich zog daraus Ende März 2020 folgende Schlüsse: Masken schützen Gesunde gegen Ansteckungen, und die Verbreitung der Seuche durch Infizierte kann durch das Tragen von Masken stark oder vielleicht sogar völlig reduziert werden. Wörtlich fuhr er fort: «Man erhält den unangenehmen Eindruck, dass die WHO und das Schweizer BAG nur deswegen von einem Maskenobligatorium in der Öffentlichkeit abraten, weil nicht genügend Masken vorhanden sind, um eine solche Empfehlung durchführbar zu machen.»

Im Juli 2020 hielt Kurt Wüthrich fest, es sei besonders in der Schweiz wegen des monatelangen Abratens von Masken, ja gar der Warnungen vor möglicherweise schädlichen Auswirkungen, schwierig geworden, die Bevölkerung davon zu überzeugen, «wie wichtig die flächendeckende Anwendung von Masken sei, um die Verbreitung von Covid-19 einzudämmen». Anfang Mai 2020 notierte Wüthrich, es sei überraschend und enttäuschend, dass keine verlässlichen Informationen existierten, wie es um die Übertragung von Covid-19 durch Tröpfchen und Aerosole (Schwebeteilchen) einerseits und die Schmierübertragung durch den Kontakt mit

von Viren bedeckten Oberflächen andererseits stehe. Solange man dies nicht geklärt habe, sollte das Maskentragen in der Öffentlichkeit ebenso entschlossen durchgesetzt werden wie das häufige Waschen der Hände. Als ernüchternd empfand der Schweizer Nobelpreisträger auch, wie schlecht wir darauf vorbereitet waren, mit der Covid-19-Situation umzugehen. Schon 2015 hätte Bill Gates bei einer öffentlichen Rede vor Regierungsvertretern nachdrücklich vor einer solchen Pandemie gewarnt.

Besonders enttäuschte Wüthrich, dass keine der wichtigen schweizerischen Forschungsinstitutionen zur Vorbereitung des Landes auf



Exzellenter Kenner: Wüthrich erhält die chinesische «Green-Card» in Schanghai, 2018.

eine Pandemie beigetragen habe. Warum? In den vergangenen Jahren hätten im Wesentlichen Politiker die Entscheidungen über die Unterstützung von Nationalen Forschungsschwerpunkten (NFS) und Nationalen Forschungsprogrammen (NFP) geprägt, öfter im Widerspruch zu Empfehlungen von Wissenschaftlern. Wüthrich konnte sich gut vorstellen, dass Vorschläge von unten nach oben (Bottom-up-Initiativen) zu einer besseren Vorbereitung des Landes auf Pandemien geführt hätten.

Arbeitspapier zu den Teststrategien

Mitte Juli 2020 las Wüthrich über eine Petition von 240 Wissenschaftlern an die WHO mit der Aufforderung, deutlicher vor den Gefahren der Übertragung von Sars-CoV-2 durch Aerosole zu warnen. Es sei sogar anzunehmen, im Luftzug einer Klimaanlage zu sitzen berge die Gefahr, sich mit Sars-CoV-2 zu infizieren. Dies sei – so Wüthrich – in Ermangelung von Daten über die Lebensdauer von Sars-CoV-2 in Aerosolen «ein furchterregendes Szenario». Diese Initiative von Wissenschaftlern zeige, wie wichtig es sei, «quantitative Informationen über die Virulenz von Sars-CoV-2 zu verschiedenen Zeitpunkten nach seinem Ausstoss in Aerosolen zu bekommen». Sollte sich herausstellen, dass die Übertragung durch Aerosole neben der Tröpfcheninfektion die wichtigste Ansteckungsursache ist, sollte man dringend in

besonders hochwertige Filter für Klimaanlageanlagen investieren.

Am 27. Juli 2020 verfasste Kurt Wüthrich ein Arbeitspapier «Sars-CoV-2: Überlegungen zu den aktuellen Teststrategien». Die gängigen Tests für Sars-CoV-2 (die genügend Teile des Sars-CoV-2-RNA-Genoms bestimmen, um Sars-CoV-2 als Ursprung zu identifizieren) wurden ursprünglich benutzt, um bei Individuen, die Krankheitssymptome zeigten, zu entscheiden, ob sie tatsächlich Träger von Sars-CoV-2 oder nur erkältet oder an Grippe erkrankt waren. Wüthrich wollte im Folgenden herausfinden, ob grundlegende Daten vorlägen, die rechtefertigten, dass man grosse Segmente der Bevölkerung, die keine Symptome zeigen, weiterhin testet und in Körperflüssigkeiten und Fäkalien Sars-CoV-2 aufzuspüren versucht. Dazu hielt Wüthrich fest:

1 — Es liegen keine verlässlichen Informationen über die Zeitspanne vor, während welcher virulentes Sars-CoV-2 ansteckend bleibt, bevor es sich in ein defektes Virus verwandelt, das sich nicht vervielfältigt und deshalb auch keine Krankheiten verursachen kann. Dies betrifft die Zeitspanne, während welcher Sars-CoV-2 virulent bleibt auf Oberflächen wie Türklinken, Wasserhähnen, Tischen und Papier ebenso wie in Aerosolen und Tröpfchen.

2 — Entscheidend ist, harte Daten über die Verbreitung von Sars-CoV-2 in Aerosolen zu ermitteln. Die aktuelle Tendenz in Kalifornien, alle geschäftlichen Aktivitäten ins Freie zu verlegen, ist nur sinnvoll unter der Annahme, die Übertragung von Sars-CoV-2 durch Aerosole stelle bei der Arbeit in geschlossenen Räu-

«Warum ergreifen wir ähnlich verheerende Massnahmen, wie man das vor hundert Jahren tat?»

men eine besonders grosse Gefahr dar, während im Freien die Verdünnung gross genug sei, um die Sicherheit der Betroffenen zu gewährleisten. Solange keine harten Daten über das Überleben von virulentem Sars-CoV-2 in Aerosolen erarbeitet werden, wird das Leben in Gegenden mit vier Jahreszeiten stillgelegt werden, sobald es kalt wird.

3 — Wüthrich schloss daraus: Solange wir nicht über grundlegende Informationen verfügen, können wir nicht ausschliessen, dass ein grosser Prozentsatz der positiven Testresultate bei Menschen ohne Symptome auf RNA beruht, die von nichtvirulentem Sars-CoV-2 stammt. Personen, bei denen der Test aus diesen Gründen positiv ausfiel, werden weder Symptome entwickeln noch andere mit Sars-CoV-2 anstecken.

4 — In den zugänglichen Datenbanken findet man in der Regel Statistiken über die Anzahl

positiver Testresultate, die Anzahl von Krankenhauseinweisungen und von Todesfällen im Zusammenhang mit Sars-CoV-2. Deshalb ist es schwierig, Daten zu ermitteln, die Schätzungen über die Anzahl positiver Testergebnisse bei symptomfreien Personen zulassen, die sich mit der RNA harmloser Viren angesteckt haben. Wüthrich vermutete, dass die Anzahl positiver Testresultate bei Personen ohne Symptome bis zu 80 Prozent ausmachen könnte.

5 — Man könne natürlich die Meinung vertreten, dass bei Menschen mit positiven Testresultaten, aber ohne Symptome, das Abwehrsystem derart gesund sei, dass es Symptome verhindere, obschon sie sich mit virulentem Sars-CoV-2 angesteckt haben. Kurt Wüthrich dagegen sah auch die Möglichkeit, dass Menschen ohne Symptome nur mit defektem Sars-CoV-2 in Kontakt gekommen sind. Die Verschiedenheit der Abwehrsysteme zeige sich durch die Vielfalt der Symptome, die von Husten und Verlust der Riechfähigkeit bis zu Komplikationen reiche, die eine Behandlung in Intensivstationen erfordere. Nicht beantwortet ist bisher die Frage, ob Infizierte Covid-19 übertragen können, bevor bei ihnen Symptome aufgetreten sind.

6 — Die fehlenden Daten zu den Zeiträumen, während denen Sars-CoV-2 virulent bleibt, sollten sich mit recht einfachen Protokollen ermitteln lassen, die das Abklingen der Virulenz eins zu eins beschreiben. Diese Protokolle würden abhängen von der Verfügbarkeit von virulentem Sars-CoV-2 aus Zellkulturen, deren Titer (Normalfaktor) zuverlässig bekannt wäre; von Prüfverfahren, die zu klar festgelegten Zeiten nach Beginn des Experiments den Titer der Virulenz bestimmen; und vom Zugang zu Hochsicherheitslabors.

6.1. — Um Sars-CoV-2 zu studieren, das sich (vermutlich durch Tröpfchen und/oder Aerosole) auf Oberflächen niederschlägt, müssten Sars-CoV-2-Präparate mit einem definierten Virulenztitern auf genügend grossen Oberflächen verteilt werden, so dass sich im Lauf der Messungen immer wieder Teilportionen entnehmen liessen, um den noch bestehenden Virulenztitern zu bestimmen.

6.2. — Den in 6.1. erwähnten Studien entsprechende Studien lassen sich für Messungen in Aerosolen entwickeln. Diese Experimente sind allerdings schwieriger: Zusätzlich zum erwarteten Abklingen der Virulenz im Lauf der Zeit müssen auch der Zerfall des Aerosols und seine Ablagerung auf Oberflächen mit in Betracht gezogen werden. Im Gegensatz zu den Studien mit auf Flächen abgelagertem Sars-CoV-2 wird es auch schwieriger sein, den Aerosolen Teilportionen zu entnehmen.

6.3. — In Anbetracht der in 6.2. erwähnten Schwierigkeiten könnte ein Kompromiss nahe liegend sein, nach dem sich die Studien der Aerosole auf Messungen der Lebenszeit der Aerosole



Brillant und bodenständig: Nobelpreis-Verleihung in Stockholm, 2002.

beschränken, kombiniert mit Messungen der Virulenztitern auf Oberflächen, die vermutlich auf Ablagerungen von Aerosolen beruhen.

6.4. — Für Tröpfchen gelten ähnliche Überlegungen wie für Aerosole.

Brief an Martin Ackermann

Anlässlich einer Sitzung mit Kollegen von Scripps Research für biomedizinisch-chemische Forschung in La Jolla, Kalifornien, die direkt mit Sars-CoV-2-Forschung und -Prävention zu tun haben, wurde Kurt Wüthrichs Arbeits-

Eine Antwort von Covid-Task-Force-Chef Ackermann hat Wüthrich nie erhalten.

papier diskutiert. Man versicherte dem Kollegen, dass zufällig eingeatmetes nichtvirulentes Sars-CoV-2 von der Menge her nicht ausreiche, um zu einem positiven Testergebnis zu führen. Er erfuhr auch, dass die Testergebnisse bei von Sars-CoV-2 geheilten Patienten mehrere Wochen nach ihrer Genesung positiv ausfielen aufgrund von nichtvirulentem Sars-CoV-2. Leider seien die entscheidenden Laboratorien von Scripps Research ausgebucht und während der kommenden Monate für nichtklinische Experimente nicht verfügbar.

Mitte September 2020 notierte Kurt Wüthrich, ein Mitglied der Covid-19-Task-Force habe warnend darauf hingewiesen, dass die Verbreitung von Covid-19 erneut exponentiell ansteige. Ausgerechnet in dieser Zeit hätten die Schweizer Behörden beschlossen, grosse Zuschauermengen bei Anlässen wie Fussball- und Eishockeyspielen sowie bei gewissen kulturel-

len Veranstaltungen zuzulassen. In der ersten Oktoberwoche 2020 äusserte ein anderes Mitglied der Task-Force in einem weitverbreiteten Interview: «Es sieht wirklich gut aus.» Doch in der ersten Novemberwoche musste Wüthrich festhalten: In der Schweiz werden ungefähr viermal so viele Ansteckungen pro Kopf gemeldet wie in den USA.

Am 10. November schrieb Kurt Wüthrich einen Brief an seinen ETH-Kollegen Martin Ackermann, Leiter der Covid-Task-Force. Im *Tages-Anzeiger* sei einem grossen Publikum mitgeteilt worden, dass die Schweizer Strategie für den Umgang mit Sars-CoV-2 erneut gescheitert sei. Dies in offensichtlichem Gegensatz zur kurz zuvor verbreiteten frohen Botschaft «Es sieht wirklich gut aus». Ackermanns Task-Force habe vorgeschlagen, dieselbe Strategie weiterhin anzuwenden, allerdings besser. Er selber, Wüthrich, habe im Jahr 2020 in den USA (Kalifornien), China (Schanghai) und der Schweiz gelebt und stehe täglich mit seinen drei Arbeitsstätten in Kontakt. Beim Vergleich der Situation in den drei Ländern seien die Schweizer Reaktionen auf die Pandemie mit Abstand am wenigsten umfassend.

Als Physiker und Chemiker, der er ursprünglich sei, erstaune es ihn, wie wenig «harte Fakten» es weltweit über die Eigenschaften von Sars-CoV-2 gebe, insbesondere über das Anhalten seiner Virulenz in unterschiedlichen Umgebungen. Wüthrich scheine, dass die ETH Zürich über alle nötigen Einrichtungen verfüge, um aussagekräftige harte Daten zu erheben, die man als Grundlage für rationale Präventionsmassnahmen verwenden könne (wie das Ersetzen von Türklinken, Wasserhähnen und Ähnlichem durch optische Sensoren, Einsetzen von Filtern in Lüftungskanälen usw.): «Es wäre grossartig, wenn Sie mir mitteilen würden, wie Sie zu den in diesem Brief erwähnten Fragen stehen.» Eine Antwort hat Nobelpreisträger Kurt Wüthrich vom Chef der Schweizer Covid-Task-Force nie erhalten. Ein entsprechender Brief an Professor Marcel Tanner vom 10. Dezember wurde ebenfalls nicht beantwortet.

Texte von Kurt Wüthrich aus dem Englischen von Thomas Bodmer



BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Zwei Dinge haben Davos in der Welt bekanntgemacht: erst der Roman «Zauberberg» von Thomas Mann, dann das World Economic Forum (WEF).

Der «Zauberberg» erschien 1924 und ist so gegenwärtig wie nie. Hans Castorp reist nach Davos, um seinen Cousin zu besuchen, der dort eine Lungenkrankheit ausheilt. Drei Wochen will er bleiben. Bald gilt er selber als lungenkrank. Am Ende verbringt er sieben Jahre im Sanatorium.

Auf dem Zauberberg, dieser Gegenwelt der Krankheit, verändert sich das Zeitgefühl. Der Monat sei das kleinste Mass «bei uns hier oben», wird Hans Castorp gleich zu Beginn seines Aufenthalts belehrt.

Im Januar 2021 wirken solche Sätze auch im Flachland vertraut. Bald ein Jahr dauert die Pandemie jetzt schon, ohne dass ein Ende abzusehen ist. So ist es nur konsequent, wenn das WEF nun erstmals in Singapur stattfindet: Der Zauberberg Davos ist heute überall.

SRF im Corona-Fieber. Die «10 vor 10»-Redaktion entsendet sogar Sonderkorrespondenten an die Zürcher Bahnhofstrasse und ins Einkaufszentrum Glatt in Wallisellen, um Passanten und Kunden zu vernehmen. «Der Bundesrat sagt, man solle zu Hause bleiben. Warum gehen Sie trotzdem nach draussen?» Den missbilligenden Ton kann man sich dazu denken.

Für den freundlichen Ton ist Eva Wannemacher von «Kulturplatz» besorgt. Als sie bei «10 vor 10» zugeschaltet wird, um einen kleinen Ausblick auf ihre Sendung zu geben, sieht man sie beim Kochen mit Rapper Stress. Es gebe eine «coronakonforme Tavolata», erklärt Wannemacher. Als Highlight kündigt sie ein

Treffen mit Gesundheits- und Kulturminister Alain Berset an. «Ihm bringen wir das Dessert nach Bundesbern.» Im Interview richtet sie ihm dann die besten Wünsche ihrer Mutter aus: «Sie findet, Sie machen einen grossartigen Job.»

Und was macht SRF, wenn Corona zu wenig hergibt, um Bundesräten zu schmeicheln und Bürgern aufzulauern? Dann kann man immer noch einen WWF-Kader zum Klimawandel befragen, über Sans-Papiers berichten oder den Ex-Caritas-Chef porträtieren («Hugo Fasel, wie er lebt und lebt»). So geschehen bei «Rendez-vous».

Alles halb so einseitig, mag man einwenden, tags darauf gab es in der Sendung bestimmt

Die deutsche Ausland-Redaktorin seufzt im «Blick»: «Und dann mault auch die Schweiz noch.»

einen Bericht über tiefe Ausschaffungsquoten oder ein Gespräch mit Werner Gartenmann von der Auns. Doch nein, tags darauf ging es wieder um Corona.

Der *Tages-Anzeiger* versteht sich als «unabhängige Schweizer Tageszeitung». Trotzdem bezieht man die Auslandberichterstattung von der *Süddeutschen Zeitung*. Vor einigen Wochen ging es hier in diesen Spalten um einen solchen Artikel. Der deutsche Brüssel-Korrespondent hatte der EU geraten, in der Brexit-Verhandlung hart zu bleiben, obwohl ein guter Vertrag für die Briten im Interesse der Schweiz war.

Inzwischen haben sich die EU und Grossbritannien geeinigt. Und man kann sagen: Im Vergleich zu *Blick* und *NZZ* wirkt der *Tages-Anzeiger* in dieser Frage tatsächlich fast wie eine unabhängige Schweizer Zeitung.

Die deutsche Ausland-Redaktorin Fabienne Kinzelmann seufzt im *Blick*: «Und dann mault auch die Schweiz noch.» Wie ein «ungeliebtes Stiefkind» wittere man hier eine Bevorzugung der Briten. Wirklich? Wer denn und wo? Kinzelmann bleibt das Beispiel schuldig, weiss dafür: «Sollen die Bürgerlichen ruhig aufbegehren. Für Schweizer Sperenzchen wird die EU auch jetzt nicht mehr Zeit haben.»

In der *NZZ* nimmt sich der deutsche Grossbritannien-Korrespondent Benjamin Triebe der Sache an. «Dieser harte Brexit ist einer der grössten Akte wirtschaftlicher Selbstverletzung in der modernen Handelsgeschichte.» Triebe nennt die Politik des britischen Premiers Boris Johnson «dumm», «überflüssig», «populistisch». Immerhin, so schliesst er halbversöhnlich, liege nun nicht alles in Scherben. «Die Vernunft hat gesiegt – das ist selten beim Brexit.»

Wie sind solche Gefühlsausbrüche zu erklären? Die EU sei für die Deutschen nach der Nazi-Zeit «eine Art Vaterlandsersatz» geworden, schrieb einst der frühere *NZZ*-Chefredaktor und Deutschland-Kenner Fred Luchsinger.

Tatsächlich erinnern deutsche Journalisten, die über die EU berichten, oft an den Typus des heimatskeptischen Intellektuellen, wie ihn der englische Schriftsteller George Orwell schilderte: «Er hat immer noch das Bedürfnis nach einem Vaterland, und es ist natürlich, dass er es irgendwo im Ausland sucht. Hat er es gefunden, kann er sich hemmungslos in genau den Emotionen suhlen, von denen er glaubt, sich emanzipiert zu haben.»

Nur, muss das unbedingt in Schweizer Zeitungen sein?

PERSONENKONTROLLE

Parmelin, Berset, Glättli, Grossen, Nussbaumer, Molina, Rykart, Hildebrand, Gurría



City-Slalom: grüne Stadträtin Rykart.

Guy Parmelin, Widerständler, erweckt zunehmend den Eindruck, er sei Getriebener seines Co-Magistraten und Shutdown-Scharfmachers **Alain Berset** (SP). Nachdem Parmelins Wirtschaftsdepartement monatelang beherrscht gegen Massnahmen wie Gewerbesperrstunde oder -schliessung gekämpft hatte, erlahmte der Kampfgeist zuletzt. Das hört man aus dem Bundeshaus. Als frischgebackener Bundespräsident ist der SVP-Bundesrat erst recht Adressat für Shutdown-Begehren. Sofort flatterte ihm ein solches als Brief von Nationalrat **Balthasar Glättli** (Grüne) auf den Tisch. Auch Berset's Mannschaft zieht weiter in diese Richtung. Ob wohl Parmelins Widerstandsgeist nochmals erwacht? (*fsc*)

Jürg Grossen, Skiakrobat, verlangt vom Bundesrat wegen Covid eine Home-Office-Pflicht und die Schliessung von Schulen und Geschäften. Im Gegensatz zu den Grünen will der Präsident der Grünliberalen allerdings die Skigebiete nicht schliessen. Jürg Grossen wohnt in Frutigen und ist Präsident des Vereins Volkswirtschaft Berner Oberland. Seine unlogische Spitzkehr ist logisch: Würde Grossen den Berner Oberländer Tourismus stilllegen, würden ihm dies seine Wähler mit der Abwahl verdanken. (*mö*)

Eric Nussbaumer, Mini-Napoleon, nützte den Jahresauftakt, um zusammen mit seinem Parteikollegen **Fabian Molina** das Handelsabkommen zwischen der EU und Grossbritannien zu analysieren. Die Genossen kommen in ihrem Communiqué vom 2. Januar zum Schluss, der Brexit-Deal sei «das Waterloo der Nationalisten». Aber Moment, da war doch etwas? Auch Nichthistoriker wissen, dass in der Schlacht in Waterloo bei Brüssel Napo-



Getrieben: Bundespräsident Parmelin.

leon sein militärisches Ende fand. Das, nachdem sich der kleine Franzose aufgemacht hatte, ganz Europa unter seine Herrschaft zu zwingen. Und: Es waren massgeblich die Briten, die dem herrschsüchtigen Diktator am 18. Juni 1815 diese endgültige Niederlage zufügten. Hoffentlich sind die beiden SP-Nationalräte in Fragen der Handelspolitik sattelfester als im Fach Geschichte. (*odm*)

Karin Rykart, Velofahrerin, macht für einmal gleich selber vor, wie sie die neue Verkehrsregelung umgesetzt haben will: Auf einem roten Drahtesel rollt die grüne Zürcher Stadträtin einer Kreuzung entgegen, streckt kurz ihren rechten Arm zur Seite, um dann gemächlich abzubiegen – trotz roter Ampel. Was früher verboten war, soll über das laufende Jahr an 81 Kreuzungen gestattet werden, erkennbar an einem Velotäfelchen am Blinklicht. Ob der Fussgänger – vor einer grünen Ampel, anders als der Velofahrer – trotzdem zu seinem Vortritt kommt oder erst recht zur Slalomstange mutiert? Klar ist, dass Automobilisten in Zürich weiterhin einen schweren Stand haben. Denn Rechtsabbiegen bleibt in der Stadtzürcher Politik die Ausnahme. (*zr*)

Philipp Hildebrand, Globalist, verrät der *Sonntagszeitung* seine Pläne, sollte er zum Nachfolger von OECD-Generalsekretär Angel Gurría gewählt werden. Den Klimawandel wolle er bekämpfen und die Ungleichheit. Gerade zur Letzteren hat Hildebrand als früherer Chef der Nationalbank mit ihrer lockeren Geldpolitik selber beigetragen. Und er stellt gleich fest: «Ich kandidiere nicht für den Posten des OECD-Generalsekretärs, um Schweizer Interessen durchzusetzen.» Von seiner Seite wäre ein «Switzerland first» auch eher erstaunlich. (*fsc*)



INSIDE WASHINGTON

«Amen und Frauen»

Die frisch wiedergewählte Sprecherin des US-Repräsentantenhauses, Nancy Pelosi, ist Mutter von fünf Kindern, Grossmutter von neun Enkeln und wurde 2007 als erste Frau an die Spitze des Repräsentantenhauses gewählt. Der damalige Präsident George W. Bush anerkannte Pelosis historische Leistung und eröffnete seine Rede zur Lage der Nation 2007 mit einem höflichen Gruss an «Madam Speaker». Aber nach den neuerlassenen Regeln des Repräsentantenhauses ist «Madam Speaker» out und «den Hammer schlagende Person» in. Im Namen der Inklusivität verbietet der von den Demokraten geführte Kongress geschlechtsspezifische Ausdrücke. Pronomen wie «er» und «sie», familiäre Begriffe wie «Mutter», «Vater», «Tochter» und «Sohn» sowie rückschrittliche Berufsbezeichnungen wie «Vorsitzender» sind aus den Regelwerken des Hauses verbannt.

Das ist leichter verordnet als umgesetzt. In einer formellen Erklärung, die diese «beispiellosen, kühnen Reformen» ankündigte, identifizierte Pelosi ihren demokratischen Mitstreiter, den Abgeordneten James McGovern, zweimal als «Vorsitzenden». Und in einem unbeholfenen Versuch, der neuen Geschlechterinklusivität gerecht zu werden, schloss der demokratische Abgeordnete und Methodistenpfarrer Emanuel Cleaver seinen Kongresssegen mit dem Satz «Amen und Frauen» («amen and women»). Dabei ist «Amen» ein lateinischer Begriff, der «wahrhaftig» oder «So sei es» bedeutet und nichts mit Geschlecht zu tun hat. Präsidentensohn Donald Trump Jr. witzelte: «Eine Frau, ein Amen und ein Priester gehen in eine Bar ...» Im Namen vieler seiner republikanischen Kollegen tweetete Minderheitenführer Kevin McCarthy: «Das ist dumm.» Und er fügte hinzu: «Unterschrieben – ein Vater, Sohn und Bruder».

Amy Holmes

„Gut zu wissen,
wer die wichtigen Dinge
genau beobachtet.“

Romana B., Beobachter-Abonnentin



Warum Beobachter-Abonnenten die spannenden Reportagen und Geschichten aus dem wahren Leben so schätzen? Vielleicht liegt es am direkten Nutzwert durch Tipps, Ratschläge und Hilfestellungen, der ihnen mit dem Inhalt jeder Ausgabe und darüber hinaus ins Haus geliefert wird. Nützliches sollte man haben. Mehr zum Abo, mehr zu allen anderen Vorteilen auf beobachter.ch/abo

Wissen hilft.

Beobachter

Sternstunde des Philosophen Berset

Philosophie ist eine komplizierte Sache. Zumal man über sie nicht reden kann, ohne sie selbst zu betreiben. Philosophie ist aber auch eine missbrauchte Sache. Jeder Tankwart hat heute eine Philosophie. Und das Schweizer Fernsehen betreibt eine «Sternstunde Philosophie». Hermetisch abgeschirmt vom Publikumsinteresse, werden in dieser Sendung unverständliche Antworten auf unlösbare Probleme gegeben.

Ende Jahr war Gesundheitsminister Alain Berset (SP) zu Gast, der «eloquenteste Bundesrat» (*Tages-Anzeiger*). Er wurde aufs einfühlbarste befragt vom *Gschpürsch mi-Philosophen* Yves Bossart («Wie geht es Ihnen heute?»). Das Gespräch war etwa so kontrastreich wie das blaue Hemd, das blaue Gilet und die blaue Jeans des Moderators. Denn im Schweizer Fernsehen sind Sozialdemokratie und Philosophie dasselbe.

Alain Berset erwies sich als echter Philosoph, der die vergangenen Corona-Fehlschläge erklärte und die gegenwärtigen ignorierte: «Wir haben jetzt, glaube ich, keine schlechte Position mit Impfen.» Man könne Philosophie nicht mit «ich» anfangen, meinte einst Lenin. Berset konnte es dennoch: «Ich habe extrem viel über mich selbst gelernt.» Und er meinte zu seiner Arbeitsbelastung: «Ich wusste nicht mehr, ob es Tag oder Nacht, ob es Wochentag oder Wochenende war.» Das ist allerdings eine weitverbreitete männliche Ausrede, wenn der Eros lockt.

Alain Bertschs Privateskapaden, die in einem Erpressungsversuch gipfelten, wurden gemäss sorgfältiger vorheriger Absprache sorgfältig ausgespart. Grosse Männer haben grosse Blößen. Zum Philosophen eignet sich Berset allerdings kaum. Denn ein wahrer Philosoph sieht keine Frauenkörper, sondern nur Skelette. Doch diese SRF-«Sternstunde» war reine Philosophie, nämlich der Versuch, in einem stockdunklen Zimmer eine schwarze Katze zu finden, die gar nicht drin ist. Berset sprach wie immer schnell und viel. Dabei wäre in der Krisenkommunikation wenig, dafür Präzises erforderlich. Mit Philosophen und Bundesräten sollte man nur sprechen, wenn sie Zahnweh haben.

Christoph Mörgeli

Milliarden für Amerikaner

Bedeutende Schweizer Staats-Pensionskassen vertrauen ihr Geld der US-Grossbank J.P. Morgan an. Ist das nicht seltsam?

Florian Schwab

Der Befund lässt aufhorchen: Drei der grössten Pensionskassen für Staatsangestellte verwahren ihr Anlagevermögen bei der amerikanischen Grossbank J.P. Morgan. Neben der Publica, der Pensionskasse für die Bundesangestellten, sind dies die kanton-zürcherische BVK und die Pensionskasse der SBB. Ihr flüssiges Vermögen betrug Ende 2019 zusammen etwa 92 Milliarden Franken.

Im Jahr 2011, als die BVK zu J.P. Morgan als globaler Depotbank wechselte, hatte dies ein politisches Nachspiel. Gregor Rutz, damals Kantonsrat und heute Nationalrat für die Zürcher SVP, verlangte von der Regierung eine Erklärung. Die Stimmung war aufgrund des Steuerstreits zwischen den USA und der Schweiz aufgeheizt. Heute sieht Rutz die Sache entspannter: «Wir dürfen nicht übertreiben mit protektionistischen Massnahmen.»

Die Erklärung der Kantonsregierung, laut der die Gelder von der Schweizer Niederlassung von J.P. Morgan verwahrt würden und Schweizer Recht zur Anwendung komme, habe der Sache etwas von ihrer Brisanz genommen. «Aber trotzdem finde ich, dass Schweizer Pensionskassen wenn irgend möglich mit Schweizer Anbietern zusammenarbeiten sollten.» Und diese gibt es: die beiden Grossbanken UBS und Credit Suisse, Pictet und die Zürcher Kantonalbank.

Wie kam es dazu, dass sich J.P. Morgan einen grossen Anteil am Schweizer Vorsorgevermögen sichern konnte? Einer der Gründe ist, dass die Funktion der globalen Depotbank nicht ein Filetstück ist, sondern ein hartes Massen-

geschäft mit tiefen Margen. Der globalen Depotbank obliegen die Verwahrung der Wertpapiere und die Berichterstattung über wichtige Finanzkennzahlen wie Risiko und Renditen. In der modernen Finanzwelt mit fein ausdifferenzierten Produkten und dem zunehmend weltumspannenden Spektrum der Anlagen ist es eine anspruchsvolle Aufgabe, die internationales Können und eine gewisse Grösse erfordert.

Mit der deutlich lukrativeren eigentlichen Vermögensverwaltung, also der Bestimmung und Umsetzung der Anlagestrategie, hat die Aufgabe der Depotbank meist nichts zu tun. Die Trennung dieser Funktionen sei «sehr sinnvoll», findet Martin Janssen von der Firma Ecofin, Vorsorgeunternehmer und emeritierter Bankenprofessor. Dadurch würden Interessenkonflikte minimiert, und es werde Kostentransparenz geschaffen. Zudem seien die Preise für die Dienstleistung der globalen Depotbank in den letzten Jahren massiv gesunken. «Auch dank der Präsenz ausländischer Anbieter.» Das komme den Versicherten der Pensionskassen zugute und bei den öffentlich-rechtlichen Vorsorgeeinrichtungen dem Steuerzahler.

Die *Weltwoche* hat mit etlichen Schweizer Mitbewerbern gesprochen. Auch sie verdammen die Präsenz der amerikanischen Konkurrentin nicht. Im Falle einer erneuten Finanzkrise sei das Vermögen in beiden Fällen ähnlich gut geschützt. Sie weisen aber darauf hin, dass ihnen in diesem Konkurrenzkampf quasi eine Hand gefesselt sei: Die strengeren Eigenkapitalvorschriften in der Schweiz führten dazu, dass amerikanische Anbieter mit Heimmarkt USA stärkere Muskeln aufbauen und mit tieferen Preisen auftreten könnten. J.P. Morgan ist, gemessen am total verwalteten Vermögen, mehr als doppelt so gross wie UBS und Credit Suisse. Insbesondere die *too big to fail*-Regulierung seit 2012 führt direkt zu höheren Kosten für die Schweizer.

Aufgegeben haben die inländischen Banken den Kampf aber nicht. Wenn die Aufträge für eine globale Depotbank erneut ausgeschrieben werden, wollen manche von ihnen wieder mitbieten. Als Trumpf sehen sie die Swissness.



Blocher ist Trump vor Trump

Steve Bannon hatte vielleicht recht, als er in Zürich Christoph Blocher lobte.



Werden die Republikaner die Senatswahlen im Bundesstaat Georgia wegen Trump verlieren? Wenn diese *Weltwoche*-Ausgabe erscheint, wissen wir es. Was wir schon jetzt wissen: Trump hat alles unternommen, damit die Republikaner diese Wahl verlieren. So anerkennt er bis heute seine Niederlage nicht an.

Immer mehr treue Diener kehrten Trump den Rücken. Selbst der Oberste Gerichtshof, selbst die von ihm ausgewählten Richter und erst recht die Richterin lassen ihn im Regen stehen.

Der Lagebericht der *Frankfurter Rundschau* aus dem Zentrum der Macht und Ohnmacht: «Donald Trump greift jeden an, der ihn nicht in seinen Ansichten bezüglich der US-Wahl 2020 unterstützt. Er denkt, alle um ihn herum seien schwach, dumm oder illoyal. Zu seinen Zielscheiben zählten zuletzt Vizepräsident Mike Pence, Stabschef Mark Meadows, Anwalt Pat Cipollone, Aussenminister Mike Pompeo und der Mehrheitsführer im Senat, Mitch McConnell. Von seinem Rechtsbeistand Cipollone soll Trump die Nase voll haben und seine Unterstützer fürchten offenbar, dass Trump ihn durch einen Loyalisten ersetzen könnte.» – Spinnt Trump, wie viele meinen, oder hat er einen anderen Plan?

Spurensuche: Die Demokraten wollten ein grosszügiges Rettungspaket für die Wirtschaft und die wirtschaftlich Schwachen. Die Republikaner, die die Mehrheit im Senat haben, zwangen sie in die Knie. Mehr als 900 Milliarden würden nicht drin liegen. Kurz darauf forderte Trump, dass jeder Amerikaner, jede Amerikanerin nicht 600, sondern 2000

Dollar bekommen solle. Und gab im letzten Moment nach. Die Demokraten nahmen die Steilvorlage auf und brachten das Trump-Projekt zur Abstimmung in die beiden Kammern. Das Repräsentantenhaus gab grünes Licht.

Dies war ein voller Angriff auf Mitch McConnell, der mit dem 900-Milliarden-Deal bereits aufzeigen wollte, wer künftig den Takt vorgeben wird: die Republikaner dank ihrer Mehrheit im Senat. Der trickreiche McConnell zog seinen Hals aus der Schlinge: Nur wenn Trump zum Sieger der Wahlen erklärt wird, gibt's die 2000 Dollar.

Die Macht wechselt von Trump zu McConnell, wenn die Republikaner auch nur einen Sitz in Georgia gewinnen. Genau dieses Szenario will Trump verhindern. Nur wenn die Republikaner machtlos sind, sind sie ihm ausgeliefert. Nur wenn die Demokraten auch den Senat kontrollieren, wird er die scheinbar siegreichen Demokraten mit seiner Basis vor sich hertreiben können.

Nach einem Sieg in Georgia werden die Machtkämpfe innerhalb der Demokraten aufbrechen.

Denn nach einem Sieg der Demokraten in Georgia werden die Machtkämpfe innerhalb der Partei aufbrechen. Joe Biden könnte die Linke nicht mehr mit dem Verweis auf McConnell und dessen Mehrheit im Senat ruhigstellen.

Hoffen wir, dass die Strategie von Trump aufgeht, denn nur in seinem Szenario werden

die USA etwas sozialer und umweltfreundlicher. Weil der vom Trotzkiten zum Sozialdemokraten mutierte Bernie Sanders endlich aus seinem Erdloch in Vermont rauskommen kann. Seine Forderungen: Die Reichen zahlen lassen. Ein Mindestlohn von minimal 15 Dollar pro Stunde. Bezahlbare Krankenkassenprämien für alle. Kostenfreie Hochschulen für die mit kleineren und mittleren Einkommen. Schneller ökologischer Umbau. Alles vernünftig, aber nur nach einem Sieg der Demokraten in Georgia in Griffnähe. Oder doch eher etwas unwahrscheinlich?

Alles erinnert ein bisschen an die Schweiz, wo Christoph Blocher, der «Trump vor Trump», wie ihn Steve Bannon nannte, die Bürgerlichen in die Arme der SP und der Gewerkschaften trieb.

Früher waren flankierende Massnahmen – etwa im Vorfeld des EWR – die Idee eines Teils der Linken. Unter dem Druck von Blocher übernahmen die Bürgerlichen diesen Ansatz, sie mussten ihn übernehmen. Denn Mehrheiten – etwa für die bilateralen Verträge – gab es nur mit der Linken und den Gewerkschaften und nicht gegen sie.

Dasselbe wird sich beim Rahmenabkommen wiederholen. Für Pierre-Yves Maillard sind nur zwei Dinge wichtig: erstens Lohnschutz. Und zweitens der Schutz der Kantonalbanken. Er hat recht, und er wird recht bekommen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Land der Freien

Für die alten Zürcher galt der Thurgau als Territorium von Vagabunden und Vaganten. Die Thurgauer dürfen stolz darauf sein.

Alex Baur

Der Telefonanruf erreichte mich aus heiterem Himmel, ein paar Stunden später sass ich in der guten Stube von Daniel Stricker im thurgauischen Tobel. Wir gingen gleich auf Sendung – spontan, ungeschminkt, ohne Absprachen. Das Thema, das wir uns vorgenommen hatten, das Coronavirus, langweilte uns bald. Frei von der Leber weg diskutierten wir stattdessen zweieinhalb Stunden lang über Gott und die Welt. So funktioniert Stricker TV.

Daniel Stricker ist einer von vielen schrägen Vögeln, die ich über die Jahrzehnte in der saftgrünen Hügellandschaft zwischen Winterthur und dem Bodensee angetroffen habe: eigenwillig, freiheitsliebend, stets misstrauisch bis störrisch gegenüber jeglicher Obrigkeit, aber auch tolerant, freundlich und offen. Vom Video- und Pizza-Vertreiber bis zum Immobilienmakler hat der Fünfundzwanzigjährige schon viel angerissen in seinem Leben. Was andere über ihn denken, ob seine Ansichten gefallen oder nicht, das scheint ihn kaum zu kratzen. Stricker ist für mich der Prototyp des weltoffenen Thurgauers.

100 Prozent authentisch

Vielleicht ist Stricker TV das Fernsehen der Zukunft. Weit unter dem Radar der etablierten Medien, ohne Geld und ohne Publicity, hat Daniel Stricker im letzten Frühling den Talk-Sender ins Leben gerufen, im schwedischen Exil, das er aus Protest gegen den Shutdown vorübergehend gewählt hatte. Via Facebook und Youtube erreicht er mittlerweile ein Stammpublikum von 20 000 Abonnenten. Das ist eine stolze Zahl für einen, der in Mundart sendet. Alles ist handgestrickt, aufgenommen wird mit Handy-Kameras, mit einem Budget von null Franken. Der vermeintliche Nachteil ist sein wichtigstes Verkaufsargument: Was hier gesendet wird, ist 100 Prozent authentisch, ungeschnitten und unzensuriert – naturtrüb wie ein guter Thurgauer Most eben.

Ich habe immer gerne im Thurgau recherchiert. Obwohl es in der Regel keine erbaulichen Geschichten waren. Etwa der fürchterliche Krieg zwischen dem Tierschützer Kessler



Essenz der Schweiz: Adolf Dietrichs «Vorfrühling bei Berlingen», 1922.

und dem Pferdezüchter Kesselring; oder das groteske Spektakel um die St.-Michaels-Vereinigung in Dozwil (lang ist's her); oder auch nur die Geschichte um den Bordellwirt in Weinfeld, der mich in der Not anrief, weil ihn die Behörden piesackten. Das Erfreuliche war, dass ich stets schnell einen Zugang zu allen Parteien fand. Und wenn man die Dinge aus unter-

*Den Thurgauer stört es nicht,
wenn man ihn übersieht.*

Das erspart ihm Probleme.

schiedlichen Perspektiven betrachtet, wird alles anders, komplizierter sicher, verrückter, aber auch menschlicher, versöhnlicher.

Es ist kein Zufall, dass der Thurgau eine Reihe herausragender Journalisten wie Urs Paul Engeler und Markus Schär (beide freischaffend, nun im Ruhestand), Daniel Ryser (*Republik*) oder Rico Bandle (*Sonntagszeitung*) hervorgebracht hat, die sich um den Mainstream foutieren. Dieser Tradition folgt auch

Daniel Stricker. Er bot Corona-Skeptikern, von Marco Rima über Dr. Rainer Schregel bis Dr. Barbara Müller, um die alle anderen Medien einen grossen Bogen machen, eine Bühne. Bei seinem TV-Talk wären allerdings auch Verfechter der Shutdown-Politik herzlich willkommen. Nur sagte keiner von ihnen je zu, obwohl auch sie auf diesem Kanal frei hätten reden dürfen. Etwas anderes lässt das Sendekonzept gar nicht zu. Die Einseitigkeit liegt nicht an Stricker.

Maskenverweigerin bei der SP

Es ist sicher auch kein Zufall, dass sich im Thurgau viele Corona-Skeptiker tummeln. Vermummte Gesichter, amtlich verordnetes Generalmisstrauen und reglementierter Alltag, das passt einfach nicht in dieses Biotop. Eine Vertreterin aus dieser Bewegung, die Geologin und SP-Kantonsrätin Dr. Barbara Müller, rief mich Anfang September an, aus heiterem Himmel. Man müsse unbedingt etwas über den Unfug mit den PCR-Tests machen, fand sie. Und sie stellte mir gleich ein Dossier zum Thema zu-

sammen, alles wissenschaftlich sauber belegt, samt Korrespondenz mit dem BAG.

Die Maskenverweigerin Müller stellte sich mit ihrer Haltung frontal gegen die eigene Partei, welche ganz vorne auf der Corona-Welle mitreitet. Das schien Müller nicht im Geringsten zu kümmern. Und in ihrer Heimat schien sich auch keiner gross darüber aufzuregen. Im Thurgau ist man den Umgang mit Querdenkern (oder, je nach Perspektive, Querulanten) gewohnt.

Ich denke hier etwa an den Unternehmer Daniel Model, der vor fünfzehn Jahren in Ermatingen die «Mikronation» Avalon ausgerufen hat. Oder an den Anarcho-Fabrikanten Adrian Gasser, der von Sirnach aus seinen dreissigjährigen Zweifrontenkrieg gegen das industrielle Establishment und die Gewerkschaften ausgefochten hat. Oder an den Literaten Adolf Jens Koemeda, der mich kürzlich zu einem Vortrag über die Vorzüge der Atomenergie vor biogrünem Publikum in seinem Kellertheater eingeladen hat. Egal, ob man ihre Ansichten teilt oder nicht, das sind spannende Figuren, die etwas zu sagen haben. Anderswo wären solche Störenfriede längst gecancelt worden, wie man heute so unschön sagt. Im Thurgau lässt man sie gewähren. Ich glaubte, man ist sogar ein bisschen stolz auf sie.

Harry Hasler und Hausi Leutenegger

Der Thurgau, eine Viertelmillion Einwohner auf knapp 1000 Quadratkilometern, ist klein und geht darob oft vergessen. Frauenfeld und Kreuzlingen liegen in der Grössenordnung von je 25 000 Einwohnern, in Arbon, Weinfelden und Romanshorn sind es gerade noch halb so viele. Weil man sich nicht einmal auf eine Hauptstadt einigen konnte, tagt das kantonale Parlament im Winter in Weinfelden und im Sommer in Frauenfeld. Ein eigentliches Zentrum gibt es nicht in «Mostindien», als das der ländliche Kanton gerne verspottet wird. Aus Zürcher Sicht beginnt östlich von Winterthur eh der Balkan. Und ich vermute: Den Thurgauern ist das gerade recht so.

Die Witzfigur Harry Hasler (ein Thurgauer zweifelhafter Reputation aus Zürich Schwamendingen), Hausi Leutenegger (der erste It-Boy), Mona Vetsch (Lichtblick in der SRF-Trübsal) und Werner Günthör (Kugelstosser) sind wohl die prominentesten Thurgauer Zeitgenossen. Jeder von ihnen ist auf seinem kleinen Gebiet grosse Klasse. Doch am meisten mag man sie wegen ihres unbekümmerten Wesens. Der am Ende doch eher bescheidene Ruhm ist keinem von ihnen je in den Kopf gestiegen.

Mein Lieblings-Thurgauer heisst Max Werner Widmer, besser bekannt als Blues-Max. Kein Schweizer bringt den Blues besser auf die Bühne. Und vor allem: Keiner beherrscht die «Zürischnure» besser als der Blues-Max, so dass viele Zürcher ihn für einen der Ihren halten. Hört man Widmer hinter der Bühne, bleibt

aber nicht der Hauch eines Zweifels: Er ist ein Vollblut-Thurgauer, seine Zürcher Allüren sind Schauspiel, allenfalls eine Verarschung. Nur weiss das fast keiner. Was wiederum typisch ist. Thurgauer gehen eben gerne unter dem Radar durch.

Zürcher gelten als arrogant (aus Zürcher Sicht ein Missverständnis – wir sind nicht überheblich, sondern einfach besser als alle andern). Die St. Galler leiden darunter, dass man sie (aus ihrer Sicht zu Unrecht) ständig missachtet; und die Aargauer leiden darunter, dass

Wo sich die Fahrenden niederlassen, da kann man Gift drauf nehmen, lebt es sich nicht schlecht.

man sie (aus ihrer Sicht zu Recht) ständig unterschätzt. Doch dem Thurgauer, so haben mich alle Erfahrungen gelehrt, sind solche Komplexe fremd. Es stört ihn nicht, wenn man ihn übersehen. Das erspart ihm Probleme.

Der Thurgauer Journalist und Historiker Markus Schär hat für diese Eigenheiten eine Erklärung gefunden. Nach der Vertreibung der Habsburger 1460 war der Thurgau über 300 Jahre lang Untertanengebiet der alten Eidgenossen. Doch anders als etwa im Aargau, in der Waadt oder im Tessin waren im Thurgau die Herrschaftsverhältnisse nie klar abgesteckt. Am Anfang überwog der Einfluss der Zürcher, der Thurgau wurde reformiert. Nach den Kappeler Kriegen (1531) gewannen die katholischen Stände Terrain zurück. Einzelne Thurgauer Gemeinden wurden wieder katholisch, viele blieben protestantisch, einige waren gemischt, wobei sich beide Konfessionen auch mal eine Kirche teilten. Diese Zersplitterung der Herrschaft brachte es mit sich, dass keiner den Thurgau je richtig beherrschte. Vordergründig hatte zwar alles seine Ordnung, doch die vermeintlichen Untertanen lernten, die Fremden gegeneinander auszuspielen und auszutricksen.

Die Tagsatzung der alten Eidgenossen entsandte alle zwei Jahre einen neuen Landvogt in den Thurgau, mal einen Katholiken, mal einen Protestanten. Auf das europaweit fast einzigartige Nebeneinander der Konfessionen hatte das kaum Einfluss. Zumal fast jeder Weiler auf seiner eigenen Gerichtsbarkeit beharrte, hatten die fremden Herrschaften ihre Untertanen nie im Griff. Die in aller Regel durch und durch korrupten Landvögte begnügten sich mit dem Eintreiben von Bussen, was ihnen (und notabene nicht dem Volk) den Ruf als «Langfinger» einbrachte.

Ihre Unabhängigkeit erlangten die Thurgauer 1798 mit dem Einmarsch der Franzosen. Nach den Wirren um die Helvetik nahm der dank Napoleon Bonaparte befreite Kanton mit der liberalen demokratischen Verfassung von 1830 eine Pionierrolle bei der Gründung der

modernen Schweiz ein. Als die neue Ordnung etabliert war, wurde es sofort wieder ruhig um den Thurgau. Man hatte nie im Sinn gehabt, die Nation zu bekehren. Es reichte, wenn die andern einen in Ruhe liessen.

Das verheissene Land

Wenn mein Grossvater von den «Langfingern» sprach, dann meinte er die Thurgauer an sich (und nicht die Vögte). Er stammte aus Wiesendangen bei Winterthur. Aus seiner Zürcher Sicht lag ennet der Kantonsgrenze das Territorium von Vaganten und Vagabunden aller Provenienzen. Das war so abschätzig gemeint, wie es klingt, aber es schwang stets auch eine Prise von Neid mit (was mein Grossvater natürlich bestritten hätte). Das hatte zweifellos auch damit zu tun, dass viele Schausteller und fast alle Zirkusse im Land – von Royal, Stey und Olympia bis zu Liliput und Nock – ihre Wurzeln im Thurgau haben (und, sorry, liebe St. Galler, sogar die Knie-Dynastie wurde einst von Österreich herkommend im Thurgau eingebürgert). Wo sich die Fahrenden niederlassen, da kann man Gift drauf nehmen, lebt es sich nicht schlecht. Darauf dürfen die Thurgauer stolz sein.

Aus meiner Sicht verkörpert der Thurgau die Essenz der Schweiz, wie ich sie liebe. Es ist kein Land grandioser Dramen; man bevorzugt, um beim Bild zu bleiben, das währschafte Zirkus-Handwerk. Es ist kein Land der Helden; man drückt sich lieber möglichst unbemerkt am Übel vorbei, darauf bedacht, sich nicht mehr zu verkrümmen als gerade nötig. Man ist nicht darauf erpicht, die Welt an seinem Wesen genesen zu lassen, möchte aber auch nicht von den andern gerettet werden. Und falls das alles nicht bloss eine fiebrige Winternachts-Illusion ist – es wäre das verheissene Land der Freien.

Anzeige

Wissen
für Suchende

Klarheit
fürs
Leben



wissend.info

Die besseren Indianer

Joe Biden ernennt eine amerikanische Ureinwohnerin aus dem Stamm der Pueblo zur Innenministerin der Ureinwohner. Es klingt so mutig, aber es gibt einen Haken.

Linus Reichlin



Sie haben General Custer nicht aus dem Sattel geschossen: Politikerin Haaland.

Indianer sind gefährlich. Sie können Partys und Podiumsdiskussionen in fürchterliche Gemetzel verwandeln, in denen sich die Anhänger einer grosszügigen Einwanderungspolitik mit Kritikern verbal prügeln, die darauf hinzuweisen wagen, dass die Vereinigten Staaten im Grunde das Resultat einer gescheiterten Integration sind. Wäre nämlich die Integration der Millionen Migrant*innen aus Irland, Deutschland, Italien, der Schweiz und anderer europäischer Länder gelungen, so hätte Donald Trump seine Vorwürfe des Wahlbetrugs auf Siouan verkündet, und er würde auch nicht Donald heissen, sondern Macht-viele-Rauchzeichen. Alter Wolf Biden würde seinen Amtseid als neuer Ithanchan nicht auf die Bibel schwören, denn diese Religion hätten selbst die irischen Einwanderer bei ihrer Assimilation an die Kultur der einheimischen Dakota abgelegt.

Fleiss und Zitrusfrüchte

Bekanntlich kam es anders: Die Einwanderer zwangen, aufgrund ihrer schieren Anzahl, den Einheimischen ihre europäische Kultur auf und erklärten die *Natives* zu unerwünschten Bewohnern eines Landes, das die Einwanderer sich nach und nach zusammenraubten. Daraus sollte man keine Denkschablone für die Jetztzeit ma-

chen, aber die Tatsache der schrecklich schiefgelaufenen Integration muss erwähnt werden, damit man versteht, welche Bedeutung die Nominierung von Deb Haaland zur neuen Innenministerin der USA für die *Native Americans* hat.

Dass nun eine Frau vom Volk der Pueblo ausgerechnet jenes Ministerium leiten wird, das die Herrschaft der für die Natives fremden Kultur über ihre eigene in der Vergangenheit militärisch durchgesetzt hat, ist für jeden Native eine Freude, egal, welchem Volk er angehört. Aber wie in allem Schönen sitzt auch hier ein kleiner Wurm drin. Haaland wurde zweifellos aufgrund ihrer Befähigung für das Amt ausgesucht, aber auch, weil sie eine *Native American* ist.

Für die meisten Wähler, auch für die Anhänger der Demokraten, wird es keine Rolle spielen, welchem Volk sie angehört, für solche Details interessieren sich Mister und Mistress Miller nicht: Indianer ist Indianer. Die Natives selbst wissen natürlich, dass zwischen dem Volk der Pueblo und dem der Cheyenne sprachlich und kulturell dieselben Welten liegen wie zwischen einem Appenzeller und einem Inder. Aber aufgrund ihrer prekären Stellung innerhalb der amerikanischen Gesellschaft müssen die Natives schon froh sein, wenn *irgendeine* Ureinwohnerin in eine hohe Position aufrückt. Die Tatsache, dass in die-

ser wunderbaren Nominierung ein Wurm drinsteckt, wird also von niemandem erwähnt werden – es sei denn, hier und jetzt. Es geht um die Pueblo. Nach einer sehr leidvollen Geschichte mit den spanischen Invasoren genossen sie später bei den irischen und deutschen Einwanderern den Ruf, «bessere Indianer» zu sein als die anderen – besser, weil ihre traditionelle Lebensweise der der Einwanderer ähnlich war: Sesshaftigkeit, stattliche Häuser, «ordentliche» Dörfer, Ackerbau. Nach einem Aufstand im 17. Jahrhundert gingen sie mehr oder weniger friedlich ihrem Tagewerk nach und sonntags als Zwangsmissionierte in die Kirche. Für ihren Fleiss und die Zucht von Zitrusfrüchten ernteten sie Lob. Währenddessen kämpften die halbnomadischen, «wildern» Völker wie die Komantschen und Apachen im Süden oder die Cheyenne und Dakota im Norden um Heimat und Leben. Diese Völker waren es, die der US Army bis zuletzt Widerstand leisteten, an ihnen wurden die berühmten Massaker begangen, sie waren es, die vollständig entrechtet und in wertlose Reservate verfrachtet wurden, weitab ihrer Stammlande.

Tabu der gelungenen Integration

Wenn jetzt eine Angehörige der Pueblo zur Innenministerin ernannt wird, dann ist das nicht astrein, es wirkt, als hätte hier wieder das Motiv der «besseren Indianer» mitgespielt. Die Puebloindianer haben keine Siedler überfallen, keine Goldgräber skalpiert, und es waren nicht sie, die am Little Bighorn River General Custer aus dem Sattel geschossen haben. Sie könnten im Gegenteil sogar für eine gelungene Integration der Ureinwohner in die Gesellschaft der europäischen Einwanderer stehen. Das alles wird in den USA, wie gesagt, nie und nimmer diskutiert werden, dazu ist das Thema dort zu stark tabuisiert. Es ist sogar denkbar, dass die Ernennung einer Dakota, Cheyenne oder Komantschin, also einer Angehörigen eines der Völker, die sich im Kriegszustand mit den USA befanden, politisch nicht durchsetzbar gewesen wäre. Auf jeden Fall wäre das aber eine wirklich historische Entscheidung gewesen, während es jetzt nur eine gutgemeinte ist.

Gute Maske, böser Schleier

Bald stimmen wir Gesichtsverhüllten darüber ab, ob wir die Burka verbieten wollen.



Mit der Burka-Initiative steht der Schweiz Anfang März eine Abstimmung bevor, die facettenreicher ist, als man auf den ersten Blick annehmen könnte. Hinter der Volksinitiative «Ja zum Verhüllungsverbot», wie sie offiziell heisst, steht das Egerkinger Komitee rund um den Solothurner SVP-Nationalrat Walter Wobmann, das bereits 2009 mit der Minarett-Initiative einen aufsehenerregenden Erfolg feiern konnte. Das Begehren verlangt, dass niemand an öffentlich zugänglichen Orten sein Gesicht verhüllen darf. Der Gesetzgeber darf Ausnahmen vorsehen wegen «der Gesundheit, der Sicherheit, der klimatischen Bedingungen und des einheimischen Brauchtums».

2016, als Wobmann und seine Mitstreiter ihre Initiative gegen die Burka lancierten, dachte wohl niemand daran, dass wir fünf Jahre später in der Öffentlichkeit allesamt maskiert herumlaufen und unsere Gesichter möglichst grossflächig bedecken würden. Und dass jene, die sich weigern, zurechtgewiesen würden und mit saftigen Bussen rechnen müssten. Die Initianten wissen natürlich, dass der Zeitpunkt für den Burka-Urengang wegen der Corona-Pandemie und des verordneten Maskentragens etwas unglücklich ist. Sie betonen denn auch, dass die Hygienemaske vom Verbot nicht tangiert wäre, da sie ja der Gesundheit dienen soll und mithin eine zulässige Ausnahme darstelle.

Das trifft zweifellos zu. Gleichwohl entbehrt es nicht der Ironie, dass wir als verhüllte Gesellschaft in zwei Monaten über eine Initiative abstimmen werden, die sich gegen die Gesichtsverhüllung richtet und für die mit dem Argument geworben wird, dass «freie Men-

schen einander ins Gesicht blicken, wenn sie miteinander sprechen».

Manch ein Stimmberechtigter dürfte widerstreitende Gefühle hegen, wenn er den Stimmzettel ausfüllt. Zum einen mag man im Burka-Verbot ein wünschenswertes Zeichen gegen die Unterdrückung der Frau und gegen den radikalen Islam sehen. Zum andern liegt die Frage auf der Hand, warum es in Ordnung sein soll, dass sich Personen wegen Corona voll maskie-

Das eigentliche Problem sind die Patriarchen, die in der Schweiz letztlich nichts verloren haben.

ren, die Gesichtsverschleierung aus religiösen Gründen dagegen verbannt werden soll – optisch sind die Unterschiede nicht riesig. Dass der Maskenspuk bloss eine Episode und bald vorbei sein wird, wie die Initianten meinen, ist keineswegs sicher. Es würde nicht überraschen, wenn sich ein Gutteil der Bevölkerung auch künftig in Zügen oder Läden aus freien Stücken das Gesicht verhüllen würde, um sich vor hustenden Zeitgenossen zu schützen. Wäre das in Ordnung? Oder handelte es sich um eine verbotene Gesichtsverhüllung?

Weiter stellt sich die Frage nach der praktischen Relevanz. Anders als in anderen europäischen Ländern gibt es in der Schweiz so gut wie keine Frauen, die sich von Kopf bis Fuss verschleiern. Hingegen gibt es zu viele muslimische Männer, die sich nicht an die hiesige Gesellschaft anpassen – wie, um nur ein Beispiel zu nennen, jener türkischstämmige Vater aus

Basel, der seine Töchter nicht in den Schwimmunterricht schicken wollte und seinen Fall bis vor den Menschenrechtsgerichtshof in Strassburg zog, wo er unterlag. Anders gesagt: Man kann die Burka zwar verbieten, doch das eigentliche Problem sind die Patriarchen, die sich der hiesigen Lebensart verweigern und in der Schweiz letztlich nichts verloren haben. Eine strikte Einwanderungspolitik und rigide Vorgaben für das Aufenthaltsrecht nützen mit Sicherheit mehr gegen die Islamisierung als ein symbolisches Burka-Verbot in der Verfassung.

Eigentlich könnte man die Burka-Initiative also getrost ablehnen. Doch es gibt einen zentralen Aspekt, der das Ganze wieder völlig anders aussehen lässt. Das Parlament bekämpft die populäre Initiative nämlich mit einem indirekten Gegenvorschlag, der in Kraft tritt, sollte die Initiative an der Urne abgelehnt werden. Der Gegenvorschlag hat so gut wie nichts mit Schleiern oder Ähnlichem zu tun, sondern er ermächtigt den Bund – genauer: das Eidgenössische Gleichstellungsbüro –, eine umfassende Gleichstellungsoffensive in sämtlichen (!) Lebensbereichen zu lancieren und zu finanzieren.

Das Parlament stellt der rechten Kampf-ansage an den Islamismus also ein linkes Erziehungsprogramm gegenüber, das mit den Problemen der unterdrückten Musliminnen nichts zu tun hat und einen Blankocheck für die Gleichstellungslobby darstellt – welch ein Hohn. Wer diesen politischen Irrlauf nicht gutheisst, dem bleibt am Ende nichts anderes übrig, als die Burka-Initiative anzunehmen.

«Ich bin ein ruhiger Leader»

Der Berner Roman Josi ist der beste Eishockey-Verteidiger der Welt. Vor Mitspielern, die sich fürs Team prügeln, hat er «extremen Respekt».

Roman Zeller

Unter den Schweizer Eishockey-Spielern ist Roman Josi der Virtuose, der Denker und Lenker im Spiel nach vorne. Wegen seiner Stocktechnik, seiner Spielintelligenz und Schnelligkeit ist der Dreissigjährige fast nicht aufzuhalten, wenn er hinter dem eigenen Tor Anlauf nimmt und mit dem Puck über das ganze Feld kurvt.

Josi, der Verteidiger, spielt im Stil der Flügelstürmer, die er passgenau in Szene setzt, sofern er nicht selber abschliesst. Nur gerade fünf Angreifer gaben in der letzten NHL-Saison, in der weltbesten Hockey-Liga, mehr Schüsse aufs Tor ab als er.

Im September erhielt Josi die James Norris Memorial Trophy, die höchste Ehre, die einem NHL-Verteidiger zuteilwerden kann. Als erster Schweizer wurde er zum besten Verteidiger der Saison ausgezeichnet. Seit 2011 spielt der 30-Jährige bei den Nashville Predators. Mit seiner Frau, einem amerikanischen Model, wohnt er in einer Vorstadtvilla, wo wir ihn online erreichen. Er sitzt mit Mütze und Kapuzenpullover vor der Kamera.

Weltwoche: Herr Josi, im September wurden Sie als weltbesten Verteidiger geehrt. Gratulation! Mit ein bisschen Distanz: Was bedeutet Ihnen dieser Titel?

Roman Josi: Extrem viel, ein Traum ging in Erfüllung. Es ist eine Riesenehre, weil diese Trophy so viele Superspieler gewannen. Darunter sind viele Vorbilder aus meiner Kindheit.

Weltwoche: Was ist das für ein Gefühl, der Weltbeste zu sein?

Josi: Das klingt unrealistisch, und es ist ja auch nur der Titel für eine Saison. Ich glaube nicht, dass ich wirklich der Beste bin.

Weltwoche: Wer ist für Sie der beste, der überragendste Hockeyspieler aller Zeiten?

Josi: Da muss ich fast Wayne Gretzky nennen. Er ist die Nummer eins, nur schon, wenn man die Statistiken anschaut. Wie viele Punkte er verbuchte, ist unglaublich. Bobby Orr war aber auch extrem gut.

Weltwoche: Bobby Orr, der Offensivverteidiger, der in den siebziger Jahren von ganz

hinten bis ganz nach vorne und vors gegnerische Tor dribbelte. Ein bisschen wie Sie, oder?

Josi: Mit ihm würde ich mich nicht vergleichen, nie! Orr lief einfach durch, wie durch Butter. Vielleicht ist unsere Spielweise ähnlich, das mag sein, weil auch ich den Puck gerne ins gegnerische Drittel trage. Aber Orr spielte in einer ganz anderen Liga als ich heute.

Weltwoche: Wen sehen Sie als besten Sportler der Geschichte?

Josi: Fedi, ganz klar! Auch Michael Jordan war unglaublich dominant oder Maradona. Aber Roger Federer, die Art und Weise, wie er Tennis spielt und dennoch auf dem Boden bleibt, ist nicht von dieser Welt.

Weltwoche: An welcher Stelle steht Ihr Name auf dieser ewigen Bestenliste?

Josi: Verglichen mit diesen Namen, die ich gerade nannte?

Weltwoche: Ja. Vielleicht auf einer Skala von eins, meilenweit weg, bis zehn, in den Sphären von Federer, Jordan und Maradona.

Josi: Gut, das sind absolute Legenden. Da bin ich . . . vielleicht . . . so bei zwei oder drei.

Weltwoche: So tief?

Josi: Ja . . .

Weltwoche: Braucht es diese Bescheidenheit, um bis ganz nach oben, um an die Spitze im Eishockey zu kommen?

Josi: Ich denke schon, auch wenn ein gesundes Selbstvertrauen sicher wichtig ist. Genau so entscheidend ist es aber, auf dem Boden zu bleiben. Das hilft, um offen und selbstkritisch zu sein, um ständig Wege zu suchen, um besser zu werden. Hätte ich das Gefühl, ein vollkommener Superstar zu sein, würde ich mich wohl kaum weiterentwickeln.

Weltwoche: Wie lautet Ihr Geheimrezept, um nicht abzuheben?

Josi: Das hat viel mit der Erziehung zu tun. Wir, mein Bruder und ich, wuchsen sehr einfach auf. Meine Eltern sind bescheiden, bleiben auf dem Boden der Tatsachen. So haben sie mich erzogen. Sie würden es mir sicher sagen, wenn ich abheben würde.

Weltwoche: Gibt es ein Erlebnis, das Sie auf Ihrem Karriereweg entscheidend geprägt hat?

Josi: Ich weiss noch, als ich mit achtzehn, nach einem Spiel in der Nationalliga A in Basel, Roger Federer treffen konnte. Ich war ultranervös. Wie er sich dann mir gegenüber verhielt – so geerdet –, beeindruckte mich extrem. Ich dachte: So möchte ich als Person auch sein.

Weltwoche: Als Kind träumten Sie davon, Fussball-Profi zu werden. Warum?

Josi: Mein Vater und mein Bruder spielten beide Fussball. Bis zehn spielte ich beides, Fussball und Eishockey, dann wollte ich mit Hockey aufhören. Aber mein Eishockey-Trainer intervenierte. Irgendwie habe ich mich dann so entschieden. Meine Mutter sagt aber heute noch, dass ich lieber Fussball gespielt habe.

Weltwoche: Hockeyspieler und Fussballer sind verschiedene Sportlertypen. Was unterscheidet die beiden Spezies voneinander?

Josi: Ich glaube, die Kultur ist anders.

Weltwoche: Beschreiben Sie die Kultur im Eishockey.

Josi: Die älteren Jahrgänge formen stark die

«Hätte ich das Gefühl, ein Superstar zu sein, würde ich mich kaum weiterentwickeln.»

jüngeren. Wer in einem Team neu ist, verhält sich ruhig, schaut und lernt. Man arbeitet hart und verschafft sich Respekt. So geht das weiter, von Stufe zu Stufe, bis zu den Profis.

Weltwoche: Erinnern Sie sich an Ihren Durchbruch? Wann merkten Sie, dass Sie es schaffen könnten?

Josi: Das war, als ich erstmals ins Training mit der ersten Mannschaft des SC Bern durfte. Das weiss ich noch gut. Ich merkte, dass der Traum, als Eishockey-Profi zu spielen, greifbar wurde. Und bald darauf spielte ich auch meinen ersten Match.

Weltwoche: Gab es in Ihrer Karriere Momente, wo Sie aufgeben wollten?

Josi: In meinem ersten NHL-Trainingslager, in Nashville, brach ich mir das Handgelenk. Gleich danach erlitt ich zwei, drei Hirnerschütterungen, die gefährlich waren.



«Schweizer kommen ja überall gut an»: Hockeyprofi Josi in Nashville.

Ich wusste nicht, wie sich meine Gesundheit entwickeln würde. Das war schwierig, aber ans Aufhören dachte ich trotz allem nie.

Weltwoche: Sie spielen seit 2011 bei den Nashville Predators in der NHL. Wie erleben Sie Amerika? Was gefällt Ihnen besonders gut?

Josi: Nashville als Stadt ist sehr cool, sie wächst ständig. Mir imponiert die Offenheit der Leute, schon als ich hierherkam. Ich kannte nur meine Teamkollegen. Sofort lernte ich auch andere Leute kennen, die mir halfen, mich zurechtzufinden. Daraus entstanden Freundschaften, die ich bis heute pflege.

Weltwoche: Wie reagieren Amerikaner, wenn Sie sagen, dass Sie Schweizer sind?

Josi: Gut! Schweizer kommen ja überall gut an. Ich war noch nie in einem Land, in dem wir einen schlechten Ruf haben.

Weltwoche: Was vermissen Sie an der Schweiz? Ausser Familie und Freunde.

Josi: Die Natur. Ich war jetzt wegen Corona länger nicht mehr in der Schweiz. Jedes Mal, wenn ich heimkomme, gehe ich in die Berge. Aber nur schon wenn ich in Bern bin, merke ich, wie schön die Schweiz ist. Diese Schönheit vermisste ich sehr.

Weltwoche: Corona zum Trotz: Was bleibt Ihnen vom Jahr 2020 in positiver Erinnerung?

Josi: Mir wurde richtig klar, dass die Gesundheit das Wichtigste ist. Ohne Gesundheit geht nichts im Leben. Und natürlich ist die Schwangerschaft von meiner Frau extrem cool.

Weltwoche: Stimmt, Sie werden Vater! Wann erwarten Sie Ihr erstes Kind?

Josi: Im Februar.

Weltwoche: Wie laufen die Vorbereitungen?

Josi: Ganz gut. Ich bestellte drei, vier Bücher. Das erste habe ich fertiggelesen. Meine Frau ist im Vorsprung. Ich muss sicher noch aufholen. Wenn ich aber mit Bekannten spreche, heisst es immer: Wenn das Kind dann da ist, kommt so-wieso alles anders und so, wie es muss.

Weltwoche: Darf man fragen, was es wird?

Josi: Klar, ein Bub!

Weltwoche: Wissen Sie schon, wie Sie als Vater sein möchten?

Josi: Ich hoffe, dass ich ihm erlauben werde, sich selber zu sein. Und dass er mit einem gesunden Selbstvertrauen aufwächst. Er soll tun und lassen können, was ihm Freude bereitet. Ich möchte ihn auf seinem Weg begleiten und ihn, wenn nötig, *guiden*.

Weltwoche: Wegen der Schwangerschaft Ihrer Frau während Corona sind Sie sicher extra vorsichtig.

Josi: Ja, sehr sogar. Wir waren und sind hauptsächlich daheim.

Weltwoche: Wie erlebten Sie diese verrückte Zeit in Amerika?

Josi: 2020 war kein schönes Jahr. Vor Corona hatten wir in Nashville Tornados, danach Strassenunruhen. Viele Menschen verloren ihre Jobs, auch Familienmitglieder – beides wegen Corona. Ich hoffe, dass das bald vorbei ist und die Leute, das Land wieder zusammenkommt.

Weltwoche: Vorbei wird in Nordamerika bald auch die Spielpause sein: Mitte Januar werden Sie in die Saison starten, mit Ihrem Team, das Sie seit 2017 anführen, als erst zweiter Schweizer NHL-Captain nach Mark Streit. Wie kamen Sie zu dieser Ehre?

Josi: Der General Manager und der Coach fragten mich, ob ich parat sei. Dann entschieden sie.

Weltwoche: Und, waren Sie parat?

Josi: Ja, schon. Wenn ich aber zurückschaue, sehe ich vieles, was ich heute besser mache als am Anfang.

Weltwoche: Wie führen Sie heute Ihr Team?

Josi: Ich bin ein ruhiger Leader. Ich will als gutes Beispiel vorangehen, mich professionell verhalten, im Training wie auch im Spiel. Ich will diese *team first*-Mentalität ausstrahlen, die mir meine Vorgänger vorlebten. Shea Weber und Mike Fisher waren Super-Captains. Sie imponierten mir sehr.

Weltwoche: In der NHL spielen Sie mit, vor allem aber auch gegen Ihre Idole von einst. Was ist das für ein Gefühl?

Josi: Es ist sehr speziell, Spieler wie Alexander Owetschkin oder Sidney Crosby zu verteidigen. Dann ist eine gewisse Bewunderung da. Irgendwie ist es schön, jemandem, der so viel erreicht hat, gegenüberzustehen. Aber am Ende sind es halt deine Gegner.

Weltwoche: Verteidigen Sie gegen solche Top-Stürmer anders?

Josi: Auf jeden Fall. Es gibt Stürmer, da weiss ich besonders, auf was ich achten muss. Wenn

Eishockey-WM 2021 in Weissrussland

Boykotte haben im Sport Tradition. Während des Kalten Krieges blieben die USA den Olympischen Spielen 1980 in Moskau fern. 1984 revanchierte sich die Sowjetunion und schickte keine Athleten nach Los Angeles. Schon 1956 bei den Olympischen Spielen in Melbourne hatten Spanien, die Niederlande und die Schweiz mit ihrem Boykott gegen den Einmarsch der sowjetischen Truppen in Budapest protestiert.

Nun machen im Eishockey Verweigerungsauftritte die Runde. Denn die A-WM soll im kommenden Frühling in Riga und Minsk stattfinden. Und kritische Stimmen befürchten, dass dieser Anlass Alexander Lukaschenko die Plattform bieten könnte, sein totalitäres Regime zu legitimieren.

Opfer der Politik

Der Freiburger René Fasel, seit 1994 Präsident der Internationalen Eishockey-Föderation, will trotzdem an Weissrussland als Co-Veranstalter festhalten: «Wir werden alles dafür tun, das Turnier wie geplant durchzuführen.» Er stellt sich auf den Standpunkt, dass ein Boykott nie zum Ziel führt: «Es lässt sich nur etwas verändern, wenn man den Dialog sucht und einander nicht ausgrenzt. Der Sport hat die Möglichkeit, ein Zeichen zu setzen.» Fasel wollte eigentlich Mitte Dezember nach Minsk reisen, um mit Lukaschenko zu sprechen. Doch nach einem positiven Covid-19-Befund musste er in häusliche Quarantäne und kann die Dienstreise erst im Januar nachholen.

Fasel sieht seinen Verband als Opfer der Politik: «Wir werden von den nord-europäischen Ländern und von Deutschland quasi in Geiselschaft genommen und dazu gedrängt, einen Entscheid zu treffen, den die Politiker selbst nie treffen würden.» So oder so droht das Turnier zum Verlustgeschäft zu werden. Muss vor leeren Rängen gespielt werden, fehlen 20 Millionen Franken in der Kasse. Eine Verschiebung nach Russland ist nach der zweijährigen Sperre des russischen Sports wegen Staatsdopings vom Tisch. Dieses Verdikt hat indirekt auch auf die Schweiz Auswirkungen: Weil die WM 2023 nun wie geplant in Russland stattfindet, kommt die Schweiz als Austragungsort frühestens für die WM 2026 in Frage.

Thomas Renggli

Owetschkin den Puck auf dem Stock hat, ist mir klar, dass er einen unglaublichen Schuss hat. Ihn decke ich automatisch sofort enger, wenn er auf dem Eis steht. Crosby hat andere Stärken, an die ich mich auch anpasse, oder auch Connor McDavid, der so schnell ist. Das passiert intuitiv.

Weltwoche: Sie gehören ja auch zu den Cracks: Merken Sie, wenn Sie das Eis betreten, dass Ihnen ein besonderes Augenmerk gilt?

Josi: Nicht wirklich. Es gibt sicher Spieler, die meine Spielweise gut kennen und daher auf mich aufpassen. Ich spüre aber keine Ehrfurcht.

Weltwoche: Speziell im Fokus standen Sie, als Sie 2019 einen Vertrag unterschrieben, der Ihnen über acht Jahre 72 Millionen Dollar ein-

«Ganz ehrlich: Für mich als Schweizer ist es eher unangenehm, über Geld zu sprechen.»

bringt. Was heisst das für Sie, als Schweizer, wenn alle wissen, wie viel man verdient?

Josi: Ganz ehrlich: Für mich als Schweizer ist es eher unangenehm, über Geld zu sprechen. Wir sind ja sehr bescheiden. Und eigentlich geht es niemanden etwas an, wie viel Geld ich erhalte. Aber so ist es halt. In Amerika ist das normal, es gehört dazu.

Weltwoche: Finanziell haben Sie ausgesorgt. Was aber treibt Sie an, trotzdem jeden Tag im Kraftraum oder auf dem Eis zu schwitzen?

Josi: Es ist die Liebe für meinen Sport. Das tönt vielleicht klischeehaft, aber Geld war nie meine Motivation. Ich hatte immer Freude am Hockey. Ich probierte immer, dazuzulernen und das Beste aus mir herauszuholen – bis heute. Ich hoffe, noch lange spielen zu können.

Weltwoche: Sie hatten schon sieben Hirnerschütterungen.

Josi: So in etwa. Es waren vielleicht fünf oder sechs.

Weltwoche: Wären Sie vernünftig genug, um frühzeitig die Reissleine zu ziehen?

Josi: Ich glaube schon, ja. Während der Hirnerschütterungen versuchte ich, mich zu schonen und nicht zu früh wieder anzufangen,



sondern erst, wenn wirklich alles gut ist. Das war nicht einfach. Ich war einen Monat lang out und konnte nichts machen – nicht mal im Kraftraum. In so einer Zeit wird es irgendwann normal, dass man Kopfweh hat und sich nicht gut fühlt. Mental da wieder rauszukommen, ist extrem schwer.

Weltwoche: Eishockey ist ein Risikosport. In Nordamerika sind Faustkämpfe, Mann gegen Mann, an der Tagesordnung. Wie nehmen Sie solche Duelle wahr?

Josi: Als Zuschauer meinen Sie?

Weltwoche: Sie waren schon mittendrin.

Josi: Bei mir ergibt sich das aus dem Spiel. Wenn die Emotionen hochgehen, passiert das schnell. Es gibt aber auch die *tough guys*, solche, die wirklich *schlegle* wollen und fürs Team ihre Handschuhe fallen lassen, um sich zu prügeln. Diese Spieler setzen ihre Gesundheit aufs Spiel, nur damit sie dem Team einen Ruck geben können. Oder um einen Mitspieler, der unfair angegangen wurde, zu verteidigen. Davor habe ich extremen Respekt.

Weltwoche: Wie ist es, ein moderner Gladiator zu sein?

Josi: Na ja, meinen letzten Kampf habe ich ja klar verloren. Das war nicht so toll. (*Lacht*)

Weltwoche: Aber ein guter Kick?

Josi: Man ist extrem adrenalingeladen – vor allem, weil man etwas im Team auslöst. Bei mir und anderen, die wie ich nicht viel kämpfen, ist es vielleicht noch spezieller, wenn es dann trotzdem passiert. Das ist schon cool.

Weltwoche: Hat Ihre Frau keine Angst um Sie?

Josi: Nein, für sie ist das kein Problem. Aber – Holz anfassen – ich hatte in letzter Zeit auch nichts Gröberes mehr. Meine Mutter ist nervöser. Sie schaut sich die Spiele sicher anders an, weil es ihr Sohn ist, der auf dem Eis steht.

Weltwoche: Fühlen Sie sich wohl in dieser Entertainment-Gesellschaft, in der alles Spektakel ist und die Zuschauer auf Kommando klatschen? Nehmen Sie das auf dem Eis wahr?

Josi: Ja, sicher! Das finde ich cool, alles ist eine grosse Show. Wenn es auf dem Eis nicht läuft, wird man trotzdem immer unterhalten. Das ist doch super!

Weltwoche: Welche Zuschauer-Animation finden Sie am coolsten?

Josi: Die «Kiss Cam» ist lustig, aber auch die Aufforderung: «Make some noise», damit die Zuschauer so richtig Lärm machen. Das pusht uns im Spiel.

Weltwoche: Zum Schluss: Gibt es eine Frage, die Sie sich in den letzten Wochen, über die Jahreswende, häufig gestellt haben?

Josi: Ja, während Corona beschäftigte ich mich vermehrt mit mir selber. Ich fragte mich, ob ich wirklich glücklich bin. Das finde ich wichtig. Es sollte das Ziel von jedem sein.

Weltwoche: Und, sind Sie es?

Josi: Ja, schon, ich bin eher ein glücklicher Mensch.

Scharlatan Boris Johnson

Konservative, die jetzt grosse Hoffnungen in den britischen Premier setzen, seien gewarnt: Der Mann ist genauso autoritär und etatistisch wie die Linken.

James Delingpole

Es ist 2021, der Brexit ist vollzogen, und trotzdem glaube ich noch immer, dass Boris Johnson der schlechteste Premierminister ist, den wir je hatten. Das ist das genaue Gegenteil dessen, was ich vor einem Jahr an dieser Stelle geschrieben habe – dass Boris es mit den Titanen Churchill und Thatcher aufnehmen könne. Was ist passiert?

Ein befreundeter Schweizer Konservativer wirft mir vor, eine Störung namens Johnson'sches Verwirrungssyndrom (JVS) entwickelt zu haben. Ich glaube, er hat sogar recht – solange wir uns darin einig sind, dass JVS (im Gegensatz zum Trump'schen Verwirrungssyndrom) ein Zustand nüchterner, illusionsloser Klarheit ist.

Man könnte auch sagen, es ist ein Prozess, in dessen Verlauf einem sämtliche Schuppen von den Augen fallen. Man beginnt, wie ich, als wahrer Gläubiger. Man sieht den blonden Wuschelkopf, die verlotterte Erscheinung, man bemerkt seine chaotische Art, die flotte Sprache, den gnadenlosen Optimismus und denkt: «Ja, mit diesem Burschen kann ich mich identifizieren. Er ist ehrlich, er ist authentisch, er hat Visionen.» Sehr spät erkennt man, dass Boris all diese Qualitäten gar nicht hat. Er ist ein Scharlatan, ein Fabulierer, ein Schwätzer.

«Luchsäugige Hüter der Wahrheit»

Als jemand, der mit ihm in Oxford studiert hat, hätte mir das schon viel früher auffallen müssen. Schliesslich lernt man in Oxford vor allem die Kunst, durch Rhetorik zu blenden. Das Motto der Universität sollte lauten: «Wenn du die Antwort nicht weisst – egal. Entscheidend ist, dass du die Leute dazu bringen kannst, dir zu glauben.»

Und das können wir sehr gut, wir alten Oxford-Boys. Beispiel gefällig? In einem Gastbeitrag zum Neujahrstag, abgedruckt im *Daily Telegraph* (wo er früher regelmässig lukrative Kolumnen schrieb), feiert Boris den Erfolg seines Brexit-Deals und stellt den Briten eine glanzvolle Zukunft in Aussicht.

«Willkommen 2021. Sie sind gerade aufgewacht, lugen unter der Bettdecke hervor.»

Das ist klassischer Boris – heimelig, liebenswürdig, zugänglich. Ebenfalls klassischer Boris ist die lebhafteste Ausdrucksweise – «unser massiver Appetit auf ihre Maseratis und Gewürztraminer» –, in der manchmal sein altsprachliches Studium durchscheint. So bezeichnet er die Parteirechten, die immer einen harten Brexit wollten, als «glorreiche Spartaner, luchsäugige Hüter der Wahrheit» – das könnte fast ein Zitat aus der «Ilias» sein.

Gräbt man aber etwas tiefer, wird man feststellen, dass der Artikel, genau wie Boris selbst, praktisch keine Substanz hat. Und das wenige, was man findet, gibt Anlass zu grosser Sorge. Dieser Mann, in dem alle einen wahren Konservativen sahen, der an freie Märkte glaubt, an einen schlanken Staat und an Freiheit, dieser Mann ist genauso etatistisch und autoritär wie die Labour-Partei. Er findet, der Staat solle mehr in Infrastruktur, Bildung und Technologie investieren. Er fordert den Ausbau von Windparks (stark subventioniert, ökologisch bedenklich). Er spricht von den Lockdowns, als hätte seine Regierung gar nicht anders gekonnt, als sie zu verhängen.

In diesem Kontext muss sein «Erfolg» gesehen werden, nun endlich, viereinhalb Jahre nach dem Referendum, das Vereinigte Königreich aus der EU geführt zu haben. Die Ansichten darüber, ob sein Chefunterhändler

Lord Frost tatsächlich einen guten Deal herausgeholt hat, sind geteilt, auch wenn die meisten Beobachter sich darin einig sind, dass die Interessen der britischen Fischer geopfert wurden, um anderswo Zugeständnisse zu erlangen. Aber selbst wenn wir für einen Moment annehmen, dass es der bestmögliche Deal ist (was Boris' Propagandisten und die konservativen Medien pausenlos verkünden) – was folgt daraus? Welchen Sinn macht es, einem brennenden Gebäude zu entkommen (dieses Bild hatten viele Brexiteers von der EU), wenn man die Leute geradewegs in ein Flammeninferno scheucht?

Massiv beeinflusst von seiner Freundin

Das Flammeninferno steht für all die katastrophalen und komplett unkonservativen Entscheidungen, die Boris seit seinem Wahlsieg im vergangenen Jahr getroffen hat: dunkelgrüne Umweltpolitik (massiv beeinflusst von seiner Freundin Carrie Symonds), Corona-Autoritarismus (Lockdowns, Maskenpflicht, Quarantäne, brutale Niederschlagung von Protesten) und eine derart gigantische Geldverschwendung (Milliarden werden in den altersschwachen Gesundheitsdienst gesteckt, in Fantasieprojekte wie die Hochgeschwindigkeitsstrecke, in Unterstützung für Betriebe, die wegen Corona schliessen mussten), dass Steuern in sozialistischem Ausmass die Folge sein werden.

«Ja, aber Boris war im Grunde schon immer ein grün angehauchter Sozialdemokrat», werden die Schlaumeier sagen. Recht haben sie. Aber recht hatten auch all jene, die gesagt haben, er sei ein klassischer liberaler Thatcherist, wenn nicht gar ein freiheitsliebender Libertär. Der springende Punkt ist, dass Boris in seinen zahlreichen Artikeln im Lauf der Jahre alle denkbaren politischen Positionen vertreten hat – in Wahrheit aber nie an etwas anderes geglaubt hat als an sich selbst.



«Zu dumm, dass sie immer den Hundeflüsterer suchen und mir dann alles beibringen...»

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Singen wäre gesund

Chöre sind seit Monaten still, Lieder im Familienkreis unerwünscht.

Das ist schade. Denn Singen bringt körperliche, emotionale und soziale Gesundheit.

Andreas Gattiker

Das Jahr 2020 wird als Jahr eins der Corona-Pandemie in unsere Annalen eingehen. Begriffe wie «Superspreader», «Lockdown», «Positivitätsrate», «R-Wert» und «RNA-Impfstoff» haben Eingang in unser Alltagsvokabular gefunden. Bereits zu Beginn der Pandemie ist der Gesang, vor allem der Chorgesang, wegen der damit verbundenen Aerosolbildung kombiniert mit wenig Abstand zwischen den Sängern als Problem in den Fokus geraten. Chöre haben die Proben eingestellt, Fachleute haben vom Singen von Weihnachtsliedern innerhalb der Familie dringend abgeraten, was angesichts einer möglichen Ansteckungsquelle ja auch folgerichtig ist.

Dabei verdeckt die Pandemie aber die Tatsache, dass das Singen nicht einfach ein «Superspreader-Event» ist, sondern in normalen Zeiten ein äusserst erfüllendes Gesamterlebnis darstellt, das einen wichtigen Beitrag zur körperlich-geistigen Gesundheit leistet.

Anatomie des Singens

Die Tonbildung ist ein anatomischer Prozess, die mechanischen Abläufe beim Singen sind ähnlich wie beim (lauten) Sprechen. Beteiligt sind das Zwerchfell, die Bauchmuskulatur, der Beckenboden, die Zwischenrippenmuskulatur, aber auch die Lungen, die Stimmritzen und die Schädelnebenhöhlen. Es liegt dem Autor fern, hier die richtige Gesangstechnik zu predigen – Erklärungen für Gesangstechnik gibt es mindestens so viele wie Gesangslehrer.

Schon bei der Atmung beim Singen gehen die Theorien über die richtige Technik weit auseinander. Manche Gesangslehrer predigen eine Atmung, bei der die Zwischenrippenmuskulatur zur Weitung des Brustkorbs benutzt wird, andere schwören auf die Zwerchfellatmung mit Einsatz der Bauchmuskulatur. Selbst die Beschreibungen des grossen Enrico Caruso (1873–1921) über das richtige Atmen und Stützen sind wenig erhellend: «Atmen unter

die Rippen, Pobacken zusammenklemmen und zwei Zentner stemmen, ein Gefühl, wie wenn man auf der Toilette sitzt.» Auch über den Stimmsitz gibt es eine Vielzahl von Beschreibungen. Die Stimme muss «in der Maske sitzen», in den «Nebenhöhlen hinter der Nase klingen», «am harten Gaumen positioniert werden», «der Klang muss eingesogen werden», um nur einige Bilder über das richtige Singen zu zitieren. Unbestritten ist jedoch der



«Die einzige Kunst, die dich hinterrücks überwältigt.»

physiologisch günstige Effekt des Singens auf den menschlichen Körper.

Untrennbar mit dem Singen verbunden ist sicher die gute Belüftung der Lunge; ohne gute Atmung ist eine klingende Tonbildung nicht möglich – und hier kommt der Gesundheitsaspekt zum Tragen. Wer singt, atmet tiefer ein und erhält so mehr Sauerstoff. Die Bildung eines klingenden Tons verlängert die Ausatmung, was den Blutrückfluss zur Lunge und somit auch den Blutdurchfluss durch den Körper beim erneuten Einatmen steigert. So werden die Organe und nicht zuletzt auch das Hirn besser mit Sauerstoff versorgt, ein einfacher, aber physiologisch wichtiger Beitrag zur Gesundheit.

Das Lernen von Gesangsstücken leistet auch einen Beitrag an die Konzentrationsfähigkeit. Viele Sänger in Kirchenchören und Gesangs-

vereinen sind heute im dritten oder gar vierten Lebensalter. Die Arbeit, ein Musikstück zu lernen und allenfalls sogar Interpretationsfinessen zu verinnerlichen, stellt ein hervorragendes mentales Training dar, das bei älteren Menschen zur Erhaltung der geistigen Frische beiträgt und auch bei jüngeren Menschen die Konzentrationsfähigkeit erhöht.

Auch emotional bewegt die Musik viele Menschen. Ein bekanntes Beispiel ist der spanische König Philipp V., der sich für die Behandlung seiner Depressionen neun Jahre lang zwischen 1737 und 1746 allabendlich Arien, gesungen vom Kastraten Farinelli, angehört hat. Die berühmte amerikanische Sopranistin Geraldine Farrar berichtete, wie sie überwältigt von der klangschönen Stimme Enrico Carusos in Tränen ausbrach. Es gibt viele weitere Beschreibungen in der Literatur, wie Musik Menschen psychisch positiv beeinflusst. Der Musiker, Fotograf und Regisseur Alessandro Bavari hat diesen Effekt der Musik schön zusammengefasst: «Musik ist die einzige Kunst, die dich hinterrücks überwältigt.»

Krankmachende Massnahmen

Auch sozial trägt der (Chor-)Gesang zum persönlichen Wohlbefinden bei. Menschen, die in den Mühen des Berufslebens stehen, oder eben auch ältere Menschen, die vielleicht oft einsam sind, können durch den Besuch einer Chorprobe einmal pro Woche in eine soziale Interaktion treten, eine Interaktion, die bereichert und so zur Gesundheit beiträgt.

Gerade die Corona-Pandemie hat uns brutal vor Augen geführt, wie vereinsamend und daher krankmachend die Verunmöglichung solcher Aktivitäten sein kann. Sicher ist die Vermeidung des Chorsingens während der Pandemie richtig, aber es wäre zu wünschen, dass die gesunden Aspekte des Singens bald wieder in den Vordergrund treten könnten.

Andreas Gattiker ist Arzt, Direktor des Kantonsspitals Obwalden und klassischer Sänger.

Wie wird das Katastrophenjahr 2021?

Zum Jahreswechsel sprach sich die *Süddeutsche Zeitung* Mut zu: Noch dominiere die Pandemie. Aber um die Ecke warte schon «die zweite globale Katastrophe, die Klimakrise».



Etwas vom Langweiligsten im Journalismus ist eine Jahresvorschau. Also machen wir gleich eine.

Das nennt man vorausschauenden Journalismus. Auf den Redaktionen dämmert es in diesen Tagen, dass die fantastischen Zeiten von Corona bald einmal vorbei sein dürften. Die Massenimpfungen werden nicht nur einem speziellen Virus den Garaus machen, sondern auch einem speziellen Journalismus. Mit ihren täglich abgefeuerten Untergangsszenarien erreichten die Redaktionen eine gigantische Resonanz, wie sie auch altgediente Journalisten bei Tschernobyl und Tsunami bis Fukushima nie auch nur ansatzweise erlebt hatten.

Das Jahr 2020 brachte den Medien beim Publikum unerreichte Rekordzahlen an Lesensintensität und Einschaltquoten. Ich glaube, nicht einmal während des Zweiten Weltkriegs hatte die Branche einen vergleichbar hohen Widerhall.

Doch nun muss das journalistische Panikorchester nach neuen Partituren Ausschau halten. Es braucht wegen Biontech, Pfizer, Moderna und Co. frische Katastrophen-Szenarien. Die Zeit drängt.

Doch es schaut nicht gut aus. Der «Staatsstreik» von Donald Trump, samt nachfolgendem Bürgerkrieg in den USA, von dem sie von *Tages-Anzeiger* bis *Spiegel* eben noch träumten, ist vertagt. Der «no-deal»-Brexit, samt nachfolgender Hungersnot auf der Insel, wie sie ihn von *Blick* bis *Die Zeit* erhofften, ist auch keine Option mehr. Und der «Dritte Weltkrieg», beginnend im Iran, den sie von Schweizer Fernsehen bis ZDF beschworen, ist auch

nicht in Sicht. Da bleibt tatsächlich nur noch die gute, alte Klimakatastrophe.

Aber es wird für die Journalisten schwierig werden, das grosse Weltuntergangs-Theater von früher wieder zu beleben. Der Klimawandel, so sagen seine Endzeitpropheten, werde nach dem Jahr 2050 zwar Millionen von Todesopfern fordern. Doch mit solch fern Apokalypsen lässt sich heute kein Grusel mehr erzeugen. Die tägliche Corona-Leichenstatistik aus den Redaktionen hat das Publikum abgehärtet. CO₂ als futuristisches Todes-

Das mediale Panikorchester fiedelt das Requiem so lange, bis die letzte Saite reisst.

risiko ist nichts dagegen. Es wird also im Jahr 2021, wenn die Pandemie eingedämmt ist, kein gutes Katastrophenjahr für die Journalisten. Es wird wohl das Ende einer Euphorie.

Derzeit ist man noch auf den Wolken. Der enorm hohe Publikumszuspruch der letzten Zeit, so betont die Medienbranche bei jeder Gelegenheit, sei der Beweis dafür, wie wichtig und wie gefragt der sogenannte Qualitätsjournalismus eben doch sei. Zum ersten Mal seit Mitte der neunziger Jahre, so der Beleg der These, legen die Zeitungen bei den Abo-Zahlen derzeit wieder zu. Ohne Corona hätte der Trend wie immer talwärts gezeigt.

Wir gratulieren gern, aber ein Triumph des Qualitätsjournalismus ist das nicht. Es ist ein Triumph des Sensationsjournalismus. Oder,

positiver formuliert, ein Triumph des qualitativ gutgemachten Sensationsjournalismus.

Damit sind wir bei der entscheidenden Frage. Bleiben die Leser und Zuschauer, wenn Corona vorüber ist?

Ich fürchte, sie werden es nicht. Ein Journalismus, der sein Publikum nur in Katastrophenzeiten anzusprechen vermag, wird das Publikum wieder verlieren, wenn die Katastrophe vorüber ist. Die Journalisten gehören zu den grossen Krisengewinnern. Ohne Krise droht ihnen der Rückfall in die Verliererrolle.

Beim Mangel an neuen Katastrophen bleibt darum nur ein Ausweg. Man muss die Kuh Corona so lange melken, wie es geht. Es wird darum interessant zu beobachten, wie nun die Medien mit allen Mitteln die Covid-Katastrophe zu verlängern versuchen.

Wir werden in der nächsten Zeit unzählige Storys vorgesetzt bekommen, dass die Vakzine doch nicht so überzeugend sind wie gedacht, dass neue Virusvarianten im Anmarsch sind, dass auch Geimpfte schwer erkranken und dass Virologen bereits vor neuen Pandemien warnen. Und immer wird die Schlagzeile über der Story tönen: «Corona: Die Gefahr ist nicht vorbei!»

Man kann dem medialen Panikorchester nicht zum Vorwurf machen, dass es das Requiem so lange fiedelt, bis die letzte Saite reisst. Corona war im journalistischen Geschäft das erste arithmetisch messbare Erfolgserlebnis seit 25 Jahren. Das darf man nicht so schnell aus den Händen geben.

Die Jahresvorschau darum für 2021. Solange das Virus floriert, so lange floriert der Journalismus. *Let's go.*

Was ist guter Umweltschutz?

Wie die Risiken der Klimaveränderungen gebannt werden können.
Und welche Mittel sich nicht eignen.

Albert Rösti

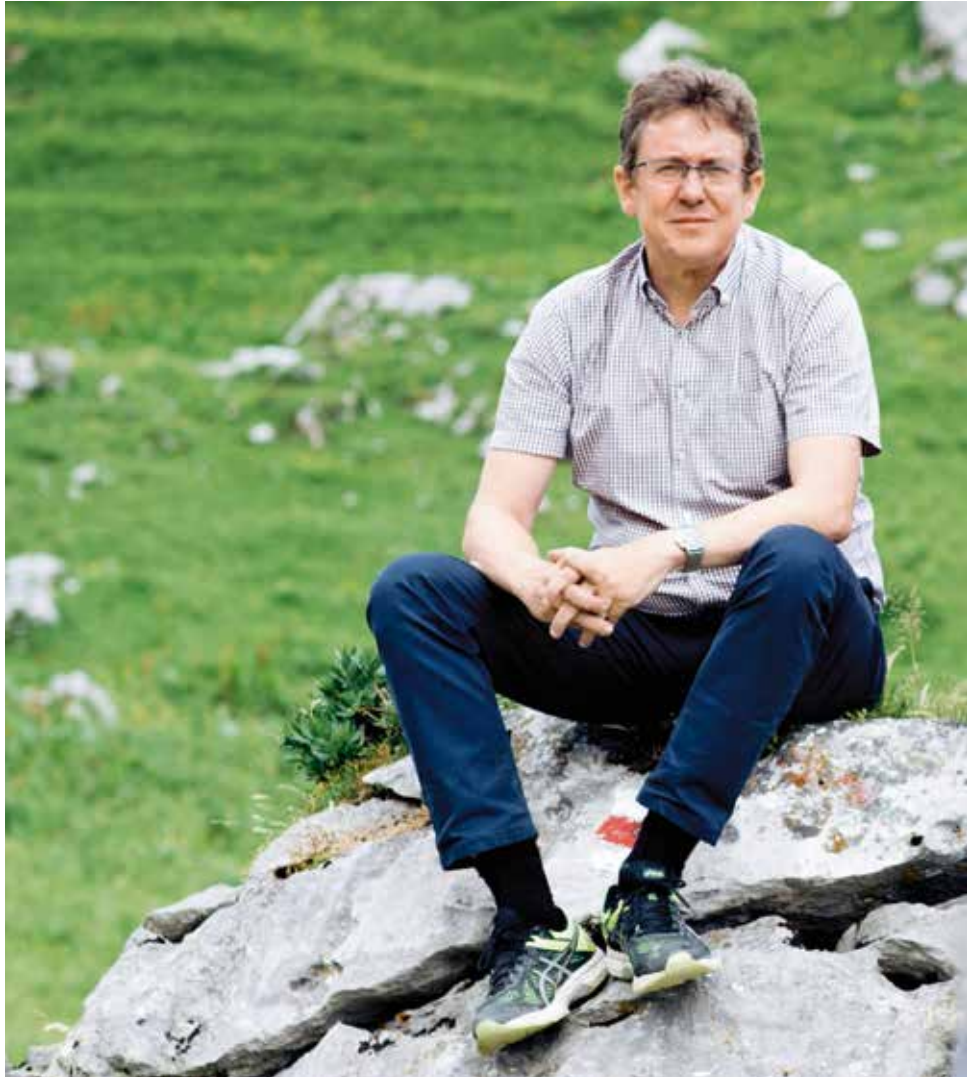
Aufgewachsen in Kandersteg auf einem Bauernbetrieb mit Alpwirtschaft auf 2000 Metern über Meer, bekam ich schon als Kind die Bedeutung von Naturgefahren wie Steinschlag oder Murgängen direkt vor Augen geführt. Dass Mensch und Tier gegen solche Ereignisse geschützt werden müssen, ist eine Selbstverständlichkeit. Ebenso selbstverständlich kann die Klimaveränderung der letzten Jahrzehnte, auch ohne Konsultation wissenschaftlicher Studien, festgestellt werden.

Ich mag mich an Zeiten erinnern, als im Sommer der Gipfel des Altels ob Kandersteg noch mit ewigem Eis und Schnee bedeckt blieb. Heute erscheint der Gipfel im Hochsommer pechschwarz. Schon nur aufgrund dieser Beobachtung kann nachvollzogen werden, dass die Weltgemeinschaft, gestützt auf wissenschaftliche Erkenntnisse, Massnahmen vorschlägt, wie die Risiken der Klimaveränderung gebannt werden können. Die Reduktion des weltweiten, menschenverursachten CO₂-Ausstosses macht dabei auch deshalb Sinn, weil die fossilen Ressourcen endlich sind und für die Versorgung so oder so früher oder später neue Energiequellen erschlossen werden müssen.

Lehren aus der Wirtschaftsgeschichte

Ein Blick in die Wirtschaftsgeschichte zeigt, dass trotz dieser aus heutiger Optik gewaltigen Herausforderung mit Bedacht und Konzentration auf unsere Stärke, die freiheitliche Gesellschaft, die Zukunft gestaltet werden kann. Im Jahr 1798 sagte der englische Geistliche Thomas Malthus in einer Abhandlung Hungersnöte voraus. Aufgrund des progressiven Bevölkerungswachstums einerseits und des damals nur als linear angenommenen Ertragswachstums bei Lebensmitteln andererseits würden in Zukunft Nahrungsmittel fehlen.

Im 20. Jahrhundert wurden von sogenannten Neo-Malthusianern die gleichen Ängste erneut geschürt. Beide Voraussagen sollten unrecht behalten. Der technische Fortschritt betreffend



Gipfel des Altels ob Kandersteg als Massstab: Agronom Rösti.

das Wachstum der Nahrungsmittelproduktion wurde stets massiv unterschätzt. Bis heute sind Hungersnöte nie ein Mengen-, sondern immer ein Verteilungsproblem gewesen. Ähnlich verschätzt haben sich wohl auch die Autoren des Club of Rome mit ihrem Bericht «The Limits to Growth» (1972). Auch hier wurden erneut die Verknappung der Ressourcen und der Kollaps der Nahrungsmittelversorgung prognostiziert, den wir derzeit gerade zu erleben hätten.

Die Erkenntnis aus der Geschichte erteilt all jenen eine Absage, die glauben, dank religiös anmutender, apokalyptischer Untergangspredigten einen Systemumsturz – einigen sind dazu sogar illegale Massnahmen und Ungehorsam recht – rechtfertigen zu können. Und all jenen, die glauben, aufgrund des so dringenden Handlungsbedarfs müsse man die Menschen zu einem anderen Ess-, Mobilitäts-, Wohn-, Ferien- und Arbeitsverhalten und

sie aller Annehmlichkeiten berauben, die die vorangehenden Generationen für uns schwer erarbeitet haben.

Viele kantonale und kommunale Parlamente haben sich, gestützt auf die Ambitionen dieser Extremisten, dazu bewegen lassen, den Klimanotstand auszurufen. Den meisten war wohl nicht klar, was sie da tun. Was Notstand bedeutet, haben sie ironischerweise spätestens jetzt aufgrund von Corona erfahren. Der grossen aktuellen Krise zum Trotz, die viele Menschen in den Ruin treibt, träumen einige Fanatiker weiter davon, dass der Staat gleich rigoros und diktatorisch zum Schutz des Klimas eingreifen möge.

Diesen Leuten ist in aller Deutlichkeit entgegenzuhalten, dass sich in Ländern mit grösserem Freiheitsgrad und vorherrschender Marktwirtschaft der Wohlstand und die Umweltbilanz laufend verbessern, während sich in sozialistisch und kommunistisch ausgerichteten Ländern Armut und zugleich grosse Umweltprobleme ausbreiten. Besten Anschauungsunterricht dafür bietet zurzeit in trauriger Weise Venezuela.

Kontraproduktives CO₂-Gesetz

Dies sollte uns Beispiel genug sein, dass wir mit staatlichen Verboten, Geboten sowie neuen Regulierungen und Steuern Armut säen und sicher nicht Klimaschutz ernten. Leider steuern wir mit dem heutigen CO₂-Gesetz genau in Richtung des skizzierten Öko-Sozialismus.

Mit Abgaben auf Flugtickets (30 bis 120 Franken), auf Heizöl und Gas (bis 210 Franken/Tonne ausgestossenes CO₂), einer Benzinpreiserhöhung (bis 12 Rappen pro Liter) und einem faktischen Verbot von Ölheizungen wird Energie zu Lasten der einheimischen Bevölkerung massiv verteuert, zu Lasten des Wohlstands und letztlich auch zu Lasten der Umwelt. Wie der leider vor kurzem verstorbene Wirtschaftswissenschaftler Silvio Borner ausgeführt hat, ist die Wirkung solcher Steuern sogar kontraproduktiv: «Wenn energieintensive Produktionsprozesse

Einige Fanatiker träumen weiter davon, dass der Staat zum Schutz des Klimas diktatorisch eingreift.

aus hochbesteuerten und daher CO₂-armen Ländern (wie der Schweiz) in nicht oder nur schwach besteuerte und somit CO₂-intensive Standorte (wie China oder Indien) abwandern, nimmt der globale Ausstoss im Extremfall sogar zu.»

Einen ähnlichen ungewollten Effekt beinhaltet das faktische Verbot, neue Ölheizungen einzubauen. Der Ersatz einer Ölheizung durch eine Wärmepumpe ist oft mit massiv höheren Investitionskosten verbunden. Dort, wo die liquiden Mittel fehlen, wird deshalb wohl bei einem Verbot die alte Ölheizung

länger als üblich betrieben. Dies zu Lasten des CO₂-Ausstosses, da eine neue Ölheizung gegenüber älteren Modellen den Ausstoss auch bereits um zirka 30 Prozent reduziert. Man mag einwenden, dass ich als Präsident von Swissoil, der Vereinigung der Brennstofflieferanten, ja nichts anderes vertreten kann. Die Fakten zeigen, dass dieses Interesse mit dem Anliegen eines tieferen CO₂-Ausstosses durchaus korreliert.

Besonders wachstums- und innovationshemmend am CO₂-Gesetz ist letztlich die Tatsache, dass mit der vermeintlichen Lenkungsabgabe die Staatsquote erhöht wird. So soll rund die Hälfte der Mittel in einen Klimafonds gelangen und nicht an die Bevölkerung zurückerstattet werden. Der Staat bestimmt dann über den Fonds, was förderungswürdig ist, und nicht mehr die Marktwirtschaft. Entsprechende Ineffizienzen sind vorprogrammiert. Auf das Marktversagen, das mit dem CO₂-Gesetz gelöst werden sollte, folgt ein Staatsversagen.

Was soll die Schweiz tun?

Gemäss dem Bundesamt für Bevölkerungsschutz gehört eine langandauernde Strommangellage im Winter bereits heute zu den grössten Risiken der Schweiz. Dabei wird von einem hohen Schadenpotenzial bei einer relativ hohen Eintretenswahrscheinlichkeit ausgegangen.

Für den Bund muss die Minimierung des grössten Risikos zuoberst auf der Traktandenliste stehen. Dies, indem die Versorgungssicherheit mit Strom gestärkt, das heisst die Inlandproduktion, insbesondere für das Winterhalbjahr, ausgebaut wird. Erst ein Ausbau der verfügbaren Elektrizität ermöglicht auch die angestrebte Substitution von fossiler durch erneuerbare Energie. Was nützen die Elektrifizierung des Verkehrs oder der rasche Ersatz von Ölheizungen durch Wärmepumpen, wenn die dazu notwendige Energie im Winter aus Deutschlands Kohlekraftwerken stammt?

Der notwendige Zubau an heimischer Energie ist höchst herausfordernd. Die Bevölkerung hat bekanntlich den Ausstieg aus der Kernenergie beschlossen. Demnach müssen 24 Terawattstunden (TWh) oder rund 40 Prozent der heutigen Stromproduktion durch neue Quellen ersetzt werden. In der Annahme, dass mittelfristig vorerst bloss der Nahverkehr (20 Prozent des Verkehrsaufkommens) elektrifiziert und ein Grossteil der Gebäude (75 Prozent) auf Wärmepumpen umgestellt werden, schätzt die Eidgenössische Materialprüfungs- und Forschungsanstalt (Empa) einen Mehrbedarf an Elektrizität von 13,7 TWh. Die zuzubauende Produktion elektrischer Energie beträgt somit insgesamt 37,7 TWh oder über 60 Prozent der heute bestehenden Kapazität. Ein Grossteil davon

muss als sogenannte Bandenergie dauerhaft verfügbar sein, damit auch im Winter, wenn die Sonne nicht scheint und es nicht windet, genügend Strom vorhanden ist.

Auf diesen Aspekt muss viel stärker fokussiert werden, denn wenn dereinst genügend Elektrizität zu wettbewerbsfähigen Preisen verfügbar ist, erfolgt die Substitution von fossiler Energie automatisch. Innovationen

Auf das Marktversagen, das mit dem CO₂-Gesetz gelöst werden sollte, folgt Staatsversagen.

in neuen Technologien, wie zum Beispiel in Wasserstofftechnologien, sind voranzutreiben und Rahmenbedingungen technologie-neutral so zu setzen, dass sich Investitionen in Elektrizitätsanlagen lohnen, insbesondere auch in die Wasserkraft, eine der Kernkompetenzen in der Schweizer Energieversorgung, gerade auch für die Wintermonate. Das gewonnene Know-how lässt sich dann auch exportieren und wird weltweit einen wirkungsvollen Beitrag zur Senkung des CO₂-Ausstosses leisten. Es ist ermutigend, dass auch das Bundesamt für Energie gemäss Energieperspektiven einen namhaften Zubau der Wasserkraft vorsieht. Einziger, aber gewichtiger Wermutstropfen: Ausgerechnet von grün-roter Seite stammt die grösste Opposition gegen fast jedes Ausbauprojekt.

Albert Rösti ist promovierter ETH-Agronom und Nationalrat (SVP/BE). Von 2016 bis 2020 war er Präsident der SVP Schweiz.

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit www.workerjobs.ch die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.workerjobs.ch

worker jobs.ch

«Hingis hätte einen Preis verdient»

Bob-Olympiasieger Erich Schärer ist einer der erfolgreichsten Schweizer Sportler der Geschichte. Er ärgert sich gewaltig über die Vergabe der Sports Awards im Schweizer Fernsehen.

Thomas Renggli

Die Verleihung der Sports Awards für die besten Schweizer Sportler der vergangenen siebzig Jahre liegt bereits ein paar Wochen zurück. Für den ehemaligen Bobpiloten Erich Schärer ist das Thema nicht erledigt. Schärer gewann Bronze im Zweier-Bob bei den Olympischen Winterspielen 1976 in Innsbruck und Silber im Vierer-Bob. Bei den Olympischen Winterspielen 1980 in Lake Placid gewann er Gold im Zweier-Bob und Silber im Vierer-Bob. Er kritisiert die Wahl.

Weltwoche: Sie nerven Sie sich noch immer über die Wahl. Weshalb?

Erich Schärer: Weil ich der Meinung bin, dass so eine Wahl transparent durchgeführt werden soll. Wenn man die besten Sportlerinnen und die besten Sportler der letzten sieben Jahrzehnte auszeichnet, müssen die Nominierungen über alle Zweifel erhaben sein und die Kriterien dazu entsprechend kommuniziert werden. Die Sports Awards Academy soll angeblich für das beste Team der letzten siebzig Jahre vorselektioniert haben. Doch wer genau ist diese Academy, und was war für die Vorselektion ausschlaggebend? Abgesehen von Bernhard Russi hat man die «Generation Sapporo» schnöde übergegangen.

Weltwoche: Ist es nicht verletzte Eitelkeit, weil Sie nicht nominiert waren?

Schärer: Nein – das können Sie mir glauben. Ich bin alt genug und muss mir nichts mehr beweisen. Meine neunzehn Medaillen an Olympischen Spielen und Weltmeisterschaften in neunzehn Jahren sind Leistungsnachweis genug. Aber wenn dies offenbar für die Vorselektion nicht reichte, kommen bei mir Fragen auf. Insbesondere wenn ich an die Schlagzeilen vom Februar 1980 zurückdenke, als mich der *Blick* nach dem Gewinn von Gold und Silber in den olympischen Bobrennen von Lake Placid als «Retter der Nation» bezeichnete.

Weltwoche: Sie kritisieren das Nominationsverfahren?

Schärer: Definitiv. Man spricht von der Sports Awards Academy, aber niemand weiss genau, wie sich diese zusammensetzt und nach welchen Kriterien ausgewählt wurde. Da liegt natürlich

die Vermutung nahe, dass Sponsoren und SRF eigene Interessen verfolgten. Sonst hätte man sich kaum die Peinlichkeit erlaubt und beispielsweise Marie-Theres Nadig, Fabian Cancellara oder Martina Hingis gar nicht erst nominiert. Da fühle ich mich auch als TV-Konsument betrogen. Schliesslich bezahle ich Gebühren. Unverständlich ist das eine, intransparent das andere.

Weltwoche: Auch der Bobsport war nicht vertreten – obwohl seine Athleten nach den



«Unglaubliche Wahl»: Erich Schärer.

Skifahrern für die Schweiz am zweitmeisten Olympiamedaillen (31) gewonnen haben.

Schärer: Das schmerzt gewaltig – und spricht gegen das Nominationsverfahren. Es ist eigentlich ein Skandal. Es zeigt, dass wir Bobfahrer keine Lobby haben. Vielleicht, weil wir zu hemdsärmelig und unbequem sind und nie mit unserer Meinung zurückhalten. Dabei finanzieren wir unseren Sport zum grossen Teil selber und verdienen damit praktisch kein Geld. Vielleicht sind wir auch deshalb für das Scheinwerferlicht zu wenig attraktiv. Wenn wir aber Olympiamedaillen gewinnen, sind wir plötzlich sogar fürs Fernsehen die Grössten. Ich setze mich als Gründer des erfolgreichsten Klubs der Schweiz, des Bob-Clubs Zürichsee, täglich für den Bobsport und dessen Popularität ein. Natürlich bin ich daher ein bisschen befangen, aber die Fakten sprechen dennoch für sich.

Weltwoche: Wer hätte sonst noch auf die Liste der Nominierten gehört?

Schärer: Etwa Peter Müller, der mit grossem Abstand erfolgreichste Schweizer Abfahrer der Geschichte. Er gewann neunzehn Weltcup-Abfahrten. Aber auch Müller ist zu wenig stromlinienförmig und mehrheitsfähig. Oder Michela Figini, die Olympiasiegerin von 1984. Das Tessin fehlte in dieser Wahl gänzlich. Spontan kommen mir noch viele andere Namen in den Sinn: Urs Freuler, Xeno Müller, Gustav Weder, Ekkehard Fasser, Albert Zweifel, Christine Stückelberger, Roland Collombin, Steve Guerdat.

Weltwoche: Sie gewannen dreimal die Auszeichnung «Sportler des Jahres» – im Team. Besitzt dieser Titel auch wirtschaftlichen Wert?

Schärer: Nicht direkt. Er ist vor allem eine gesellschaftliche Anerkennung, weil er auch ausserhalb der Sportszene wahrgenommen wird. Und genau deshalb ist es wichtig, dass er nach klaren Kriterien und nach dem Prinzip der Fairness vergeben wird. Früher war die Wahl in den Händen einer Fachjury. Nun ist sie offenbar von kommerziellen Gedanken bestimmt.

Weltwoche: An wen hätten Sie die Preise vergeben – an sich selber?

Schärer: In der Team-Kategorie: jawohl. Und zwar ohne Wenn und Aber. Acht WM-Goldmedaillen, und dazu vier olympische Medaillen sowie etliche EM-Medaillen gehören zumindest nominiert. Mir ist kein erfolgreicheres Schweizer Sport-Team bekannt! Die Schweizer Eishockey-Nationalmannschaft wurde für zwei verlorene WM-Finals zum Sieger dieser Kategorie erkoren. Mehr muss dazu nicht gesagt werden. Im Einzel hätte ich die Titel Roger Federer und Martina Hingis oder Vreni Schneider zugesprochen.

Weltwoche: Was wünschen Sie sich für die Zukunft der Wahl?

Schärer: Dass man Transparenz und Glaubwürdigkeit schafft. Wenn es nach dem bisherigen Muster weitergeht und nach dem Gefälligkeitsprinzip oder anderen willkürlichen, undefinierten Kriterien selektioniert wird, machen solche Wahlen keinen Sinn. Lieber keine Wahl als eine unglaubwürdige Wahl.

Fluchtwege des Reichtums

Warum erreichen Bitcoins neue Rekordbewertungen? Wie ist das Phänomen einzuordnen? Hinter dem Aufschwung der Kryptowährungen steckt der Vertrauensverlust der Notenbanken.

Marc Faber

In den vergangenen Wochen gab es eine Rekordmeldung nach der anderen zur Preisentwicklung der Kryptowährung Bitcoin. Deren Kurs hat sich im Jahr 2020 vervielfacht. Was steckt dahinter? Was an diesen Märkten passiert, hängt mit der Qualität von Geld zusammen.

Geld hat drei Hauptfunktionen: einmal als Zahlungsmittel für den Kauf und Verkauf von Gütern, Dienstleistungen und Vermögenswerten wie Immobilien, Aktien, Obligationen, Kunst et cetera.

Geld «sollte» auch als Wertaufbewahrungsmittel funktionieren. Damit Geld zur Wertaufbewahrung dienen kann, muss es seine Kaufkraft erhalten. Das heisst, dass man mit einem Franken, einem Euro, einem Dollar oder mit einer jeglichen anderen Währungseinheit in der Lage sein sollte, in zwei, fünf oder zwanzig Jahren einen gleich grossen Waren- und Dienstleistungskorb erwerben zu können wie heute.

Die dritte wichtige Funktion des Geldes ist die als Rechnungseinheit und Wertmassstab. Eine Volkswirtschaft, ein Familienhaushalt, ein privates oder staatliches Unternehmen muss buchhalterisch berechnen können, ob es mehr eingenommen als ausgegeben hat, um damit Gewinne oder Verluste ermitteln zu können.

Währungsmanipulationen

In einer Zeit, in der alle Notenbanken auf der Welt Geld «drucken», indem sie ihre Bilanzsumme gewaltig erhöhen, muss man sich fragen, ob unser Papiergeld noch diese drei Hauptfunktionen erfüllt.

Als Zahlungsmittel funktioniert das Papiergeld immer noch bestens, wobei grössere Zahlungen streng überwacht und gerechtfertigt werden müssen.

Als Wertaufbewahrungsmittel hat Papiergeld wegen der Manipulationen durch die Notenbanken (sie nennen es «Interventionen», um die Märkte zu stabilisieren) versagt. Vor zwanzig Jahren konnte ich mit 10 000 Franken rund einen Dow-Jones oder



Bitcoins: Investor Faber.

30 Unzen Gold kaufen. Heute kriege ich für 10 000 Franken nur noch rund ein Drittel von einem Dow-Jones oder rund 5 Unzen Gold. Des Weiteren konnte ich vor fünf Jahren mit 10 000 Franken noch ungefähr 50 Bitcoins erwerben; heute liessen sich mit 10 000 Franken nur noch 0,3 Bitcoins kaufen.

Meiner Meinung nach hat das Papiergeld, mit ganz wenigen Ausnahmen, gegenüber praktisch allen Vermögenswerten gewaltig an Kaufkraft eingebüsst. Dazu kommt, dass wir durch negative Zinsen bei unserem Bargeld enteignet werden, und zwar völlig verfassungswidrig.

Wie steht es mit Papiergeld als Rechnungseinheit? Ein Problemkreis besteht bereits. Die türkische Börse steht auf einem Höchststand – gemessen in türkischer Lira. In Schweizer Franken berechnet, liegt die türkische Börse aber 70 Prozent unter ihrem Höchststand von 2007, weil die türkische Notenbank wesentlich schneller Geld gedruckt hat als die westlichen Notenbanken und daher die türkische Währung kollabierte.

In Anbetracht der obenerwähnten Zusammenhänge fragt sich natürlich, wie viel Vertrauen wir noch in unser Papiergeld haben sollen.

Die Zeiten der konservativen und disziplinierten Notenbankiers wie damals Fritz

Leutwiler, Paul Volcker oder Karl Otto Pöhl sind längstens vorbei. Sie sind durch Leute ersetzt worden, die sich zwar als Lehrlinge in einer drittklassigen Buchdruckerei bestens eignen würden, aber bei uns Anlegern sicher gar kein Vertrauen in die Integrität des Papiergeldes erwecken. Wegen dieses Vertrauensbruchs kaufen wir alles, was nicht im gleichen Mass vermehrt werden kann wie Papiergeld, das von unseren Druckerlehrlingen verwaltet wird.

Dazu gehören Immobilien, Aktien, Kunstobjekte, Edelmetalle und insbesondere Bitcoins, deren maximale Menge auf 21 Millionen Einheiten festgelegt ist. Verglichen mit anderen Vermögenswerten wie Immobilien, Aktien und Edelmetallen haben Bitcoins gewisse Nachteile, aber auch viele Vorteile, wie etwa den leichten Transfer grosser Summen ausserhalb des Bankensystems von einem Land ins andere.

Verwässerung der Werte

Mit einer Notierung von gegenwärtig nah bei 30 000 US-Dollar pro Bitcoin beträgt der Gesamtwert aller Bitcoins auf der Welt ungefähr 600 Milliarden US-Dollar. Tesla hat einen Börsenwert von 660 Milliarden, Amazon einen von 1,6 Billionen, und Apple ist 2,2 Billionen US-Dollar schwer. Die gesamten Schulden auf der Welt summieren sich auf rund 250 Billionen US-Dollar, und der Wert von allem Gold, das je gefördert wurde, kommt auf knapp 10 Billionen US-Dollar zu stehen.

Die Notenbanken werden weiterhin Geld drucken, bis jeder Schweizer durch die Verwässerung des Geldes, durch Geldentwertung ein verarmter Milliardär sein wird. Macht es da nicht Sinn für einen Anleger, einen kleinen Teil seines Vermögens in Bitcoins – die zwar zurzeit etwas «übergekauft» sind und deshalb eine Kurskorrektur nach unten erfahren könnten – zu investieren?

Marc Faber ist Investor und Herausgeber des *Gloom, Boom & Doom Report*, Hongkong

Frühlingserwachen

Unternehmer Hans-Jörg Bertschi gehört zu jenen Kräften, die einen besseren Deal mit der EU fordern. Seine Firma ist ein heimlicher Riese der internationalen Logistik.

Beat Gygi und Florian Schwab

Jetzt kommt Leben in die Debatte über das Rahmenabkommen Schweiz - EU, neue Stimmen werden laut. Zweieinhalb Stunden nach der Veröffentlichung der Brexit-Lösung durch die EU am 24. Dezember war die Vereinigung Autonomiesuisse mit E-Mail und Kommentar dazu bereits an der Öffentlichkeit – samt einer neunzehnteiligen Übersichts-Analyse des Vertrags, in der Grossbritannien in 28 wichtigen Punkten als Gewinner erscheint, die EU lediglich in 11 Punkten. Moment – wer ist Autonomiesuisse? Ein ziemlich neuer Name, und gibt man ihn bei Google ein, kommt die Gegenfrage: «Meintest du Economiesuisse?» Nein, eigentlich fast das Gegenteil: nicht die EU-zugeneigte Koalition von Bundesverwaltung, Grossunternehmen und Medien, sondern Unternehmer und Vertreter der Wirtschaft, die sich dagegen wehren, die Eigenständigkeit der Schweiz durch allzu weit gehende Übernahme von EU-Recht einzuschränken.

«Fast etwas erschüttert»

Der Start wirkt dynamisch. Am 13. November traten die Unternehmer Hans-Jörg Bertschi, Martin Janssen und Hans-Peter Zehnder als Co-Präsidenten an die Öffentlichkeit, um die «Kampagne für ein besseres Rahmenabkommen» und die Organisation von Autonomiesuisse vorzustellen. Sechs Wochen später sind auf der Homepage neben dem siebzehnköpfigen Co-Präsidium, unter anderem mit Giorgio Behr oder Peter Spuhler, bereits 300 Unterstützerinnen und Unterstützer aufgeführt. Laut Bertschi ist die gesamte Mitgliederzahl einiges höher. Von den politischen Parteien ist die FDP besonders gut vertreten. Mit dem Brexit-Vertrag vor Augen will man nun die Debatte zum Rahmenabkommen Schweiz - EU auf Touren bringen.

«Wenn man die Verhandlungsergebnisse Grossbritanniens und der Schweiz miteinander vergleicht, ist man fast etwas erschüttert, wie schlecht die Schweiz gegenüber der EU verhandelt hat», meint Bertschi. Mit der Brexit-Lösung sei quasi ein Schleier weggezogen worden, jetzt seien die Mängel der bundesrätlichen Vorlage schlagartig für alle deutlich sichtbar. Die Schweiz stehe vor einer völlig neuen Si-

tuation. Es gehe jetzt nicht mehr nur um ein paar Bereinigungen, sondern darum, mindestens auch das herauszuholen, was den Briten gelungen sei. Bezeichnenderweise seien es vor allem jene Punkte, die Autonomiesuisse von Anfang an bewegt hätten: Die Briten hätten den Einbezug des EU-Gerichtshofs sowie die dynamische Rechtsübernahme vermeiden können, ebenso die Unionsbürgerrichtlinie, da sie auf die Personenfreizügigkeit verzichten wollten. Und bei Streitigkeiten könne jede Seite neben dem Schiedsgericht auch die Welthandelsorganisation (WTO) anrufen.

Was war eigentlich Bertschis Motivation, sich in Sachen Rahmenvertrag zu engagieren? «Begonnen hat es damit, dass wir, ein paar Unternehmer, damals nach der Veröffentlichung des bundesrätlichen Entwurfs zusammenkamen und diskutierten, welche Folgen ein solcher Vorschlag für Schweizer Familienunternehmen haben könnte, die stark international tätig sind», sagt er im Gespräch am Firmensitz in Dürrenäsch. Das Urteil fiel ernüchternd aus: «Aus unserer Sicht brächte ein solches Rahmen-

«Aus unserer Sicht brächte ein solches Rahmenabkommen massive Nachteile für den Standort Schweiz.»

abkommen mittel- bis langfristig massive Nachteile für den Standort Schweiz.» Die meisten dieser Unternehmer seien ja im EU-Raum tätig und spürten die Binnenmarktregulierung täglich am eigenen Leib.

Für sie alle sei klar: Der vorgeschlagene Rahmenvertrag sei kein echt bilaterales Abkommen, sondern würde schrittweise zur Integration der Schweiz in die EU führen. Wirtschaftsregulierung, Sozialgesetzgebung, Wettbewerbsrecht, teilweise Steuerrecht – die Entwicklung wäre vorgegeben, vor allem auch unter dem Einfluss des EU-Gerichtshofs. Auch im Abschliessen internationaler Verträge wäre man bald nicht mehr frei. Geradezu erschrocken seien sie darüber, dass das Freihandelsabkommen von 1972 auch tangiert, angepasst und dem Rahmen-



«Die Schweiz muss sich nach allen Seiten

vertrag unterstellt werden sollte. Bertschis Fazit: «Die Schweiz hat heute eindeutige Vorteile im globalen Wettbewerb verglichen mit der EU, und diese würden wir durch den Rahmenvertrag verlieren.»

Demokratie und wirtschaftlicher Erfolg

Aber man hörte doch bisher aus der Wirtschaft immer das Gegenteil: Der Rahmenvertrag sei nötig, um international fit zu bleiben. Diese Argumente sind Bertschis Ansicht nach geprägt durch Grosskonzerne, deren Kader meist nicht als Eigentümer in der Verantwortung stehen, naturgemäss eher kurzfristig denken, oft nicht Schweizer sind und die direkte Demokratie nicht verstehen. «Aber wenn ich die Zeitspanne über Generationen hinaus ins Auge fasse und mir vorstelle, dass wir hier in der Schweiz irgendwann gleiche Verhältnisse haben könnten wie in EU-Ländern, dann müsste ich der nächsten Generation empfehlen, das globale Geschäft von einem wirtschaftlich offeneren Standort wie etwa Singapur aus zu betreiben.» Nicht nur die direkte Demokratie, auch der wirtschaftliche Erfolg der Schweizer Unternehmen stünde auf dem Spiel.

Wie sieht denn eigentlich Bertschis Geschäft aus? Die in Dürrenäsch ansässige Gruppe ist ein heimlicher Riese, spezialisiert auf Logistikdienstleistungen mit flüssigen und losen riesel-



orientieren»: Marktführer Bertschi.

förmigen Produkten für die chemische Industrie. In Europa ist sie Marktführerin im Chemietransport auf Schiene und Wasser, weltweit figuriert sie unter den Top fünf der Branche. Hans-Jörg Bertschi, heute exekutiver Verwaltungsratspräsident, hat 1989 die Geschäftsleitung des Familienunternehmens übernommen. Damals kam man mit 200 Mitarbeitern auf einen Jahresumsatz von 65 Millionen Franken. Jetzt erzielen gut 3100 Personen einen Umsatz von knapp einer Milliarde Franken. In gut 30 Jahren wurde das Unternehmen also mehr als verzehnfacht.

Gegründet wurde die Firma 1956 von Bertschis Vater und dessen Bruder, wobei bereits der Grossvater mit dem Pferdefuhrwerk unterwegs war. «Die wirklichen Pioniertaten hat eigentlich mein Vater auf den Weg gebracht», sagt Bertschi. «Das war der Schritt zur Verlagerung des Transports von der Strasse auf die Schiene, der Schritt zum kombinierten Verkehr.» Damals habe es keine wintersichere Alpenquerung auf der Strasse gegeben, mit dem Lastwagen durch die Schweiz zu fahren, sei im Winter unmöglich gewesen.

Mit der Bahn durch die Schweiz – das war der logische Wunsch, aber es brauchte Ausdauer und Zeit, um die SBB davon zu überzeugen. «Das war ein Start-up», sagt Bertschi, «und irgendwann hat sich die überlegene Idee durchgesetzt.» Die daraus entstehende Zusammenarbeit mit den

SBB führte dann zur Gründung der Hupac (hergeleitet von Huckepack), also zum Transport von Seecontainern oder Sattelaufliegern ohne Zugfahrzeug auf Eisenbahnwagen. Fünf Aktionäre begannen mit den ersten Spezialwagen, Anfang der 1970er Jahre kamen Container dazu. Bertschis Vater baute im Aargau eine Krananlage, um Importe abzuladen, «und seit da fährt jeden Tag ein Zug von Köln in die Schweiz», meint Bertschi. Köln war der erste und ist heute immer noch ein wichtiger ausländischer Stützpunkt des Unternehmens, um Container umzuladen. So wurde das Geschäft in Europa ausgebaut. Ab dem Eintritt Bertschis 1987 kamen jedes Jahr etwa zwei oder drei Niederlassungen neu ins Netz. Dann gingen Osteuropas Märkte auf, Bertschi nutzte dies und wurde zu einem führenden Akteur im kombinierten Verkehr auf Europas West-Ost-Achse. Anschliessend kamen Russland und die Türkei dazu.

Vor zehn Jahren ergab sich eine neue Entscheidungssituation: Wie kann man sich weiter entwickeln? Nach der Finanzkrise von 2008/09 machten die angestammten Märkte einen flauen Eindruck. «In Europa sahen wir nicht mehr ein so starkes Marktwachstum wie in der Vergangenheit», meint Bertschi, und da man bereits zu den Marktführern zählte, blieb wenig Spielraum nach oben. Was tun? Das bestehende

Transport-Netzwerk besser auslasten mit anderen Gütern für andere Branchen und sich auf einen Verdrängungswettbewerb einlassen – oder lieber in neue geografische Räume vorstossen?

Führend auf Europas West-Ost-Achse

Man wählte Variante zwei, und so wurde Bertschi zum globalen Unternehmen. Asien verhiess im angestammten Chemielogistik-Geschäft langfristig grosse Wachstumsmöglichkeiten. Und viele der Kunden waren weltweit tätig, so dass man ihnen quasi folgte. Aber, so Bertschi: «Die globalen Märkte funktionieren ganz anders als die europäischen, wir nahmen etliche Risiken in Kauf.» In Europa dominierten langfristige Verträge, auf dem Weltmarkt dagegen kurzfristige Geschäfte, die kulturellen Unterschiede seien gewaltig. Man investierte in 16 000 Tankcontainer für globale Verkehre, in ein Logistikzentrum in Singapur, expandierte in den USA und ist nun am Ausbau des Standortes in China. Gerade in der Corona-Krise war die weltweite Ausrichtung ein Vorteil, da Asien die Weltwirtschaft jetzt vorwärtszieht. Das Spiegelbild der Globalisierung zeigt sich am Hauptsitz im Aargau, wo Personen aus 25 Ländern arbeiten.

Bertschis Ansicht nach muss die Schweiz unbedingt den Spielraum behalten, sich weltweit nach allen Seiten offen zu orientieren. Nach dem Brexit-Deal seien jetzt rasch Kooperationen mit Grossbritannien zu suchen, etwa in Forschung und Bildung. «Wenn von den 35 weltbesten Universitäten deren sechs in Grossbritannien und zwei in der Schweiz sind, hingegen keine in der EU – da sollte man doch sofort mit den Briten ein Abkommen schliessen, bevor das Geld wegfliessen in EU-Programme.» Statt sich Druckversuchen aus Brüssel auszusetzen, soll die Schweiz einfach ihre Flexibilität nutzen.

REICHMUTH & CO
PRIVATBANKIERS



« Licht
in Sicht »

Lesen Sie den Check-Up unter:
www.reichmuthco.ch



Gefährliches Heilsversprechen

Die Transgender-Ideologie verheisst Jugendlichen, die Selbstfindung lasse sich überspringen. Dabei ist es in jungen Jahren normal, sich im eigenen Körper unwohl zu fühlen.

Barbara Beckenbauer

Es gibt einen globalen Trend zu Transgender. Die Zahlen sprechen für sich. Die Tavistock-Klinik in London – eine auf minderjährige Transgender spezialisierte Klinik – meldete für 2020 einen exponentiellen Anstieg an Überweisungen. Vor allem die Zahlen bei den Mädchen sind bemerkenswert. So gab es 2008 noch 30 Fälle, 2018 bereits über 1700.

Der Trend besagt, dass Trans-Sein nicht mehr etwas ist, das nur eine Minderheit betrifft. So beobachtet man auch, dass Trans-Aktivist*innen erfolgreich politische Forderungen stellen und Anpassungen im Alltag bis hin zum Sprachgebrauch verlangen. In Amerika und Kanada geht man mittlerweile so weit, dass in der Adresszeile von E-Mails neben dem Vor- und Nachnamen die jeweils relevanten Pronomen stehen müssen (she/her/hers oder he/him/his).

Es gilt als *woke* (aufgeschlossen), Gender beziehungsweise das Geschlecht als etwas Fluides, nicht durch die Biologie Bestimmtes zu sehen. Man kommt als Trans-Mann oder als Trans-Frau auf die Welt, und es bedarf keiner Diagnose, wenn das erlebte Geschlecht nicht mit der eigenen Biologie übereinstimmt. Für Pubertätsblocker und Hormonersatztherapien vor dem 14. Lebensjahr sollen weder eine längere psychiatrische Abklärung noch eine Psychotherapie vorausgesetzt werden.

Welt ohne Einschränkungen

Aus entwicklungspsychologischer Sicht lösen solche Forderungen natürlich Sorge aus. Man weiss, dass in der Adoleszenz wichtige, weichenstellende Entwicklungen stattfinden. Dazu gehören unter anderem auch die Auseinandersetzungen mit der sexuellen Identität und mit dem biologischen und dem sozialen Geschlecht. Durch die hormonell bedingten körperlichen und psychischen Veränderungen sind Jugendliche in dieser Zeit verunsichert und müssen über einen mehrjährigen Reifungsprozess ein im eigenen Körper kongruentes Selbstbewusstsein entwickeln.

Das Postulat des Trans-Trends, dass es dieses In-sich-kongruent-Fühlen nicht braucht,

darf kritisch betrachtet werden. Es geht vergessen, dass eine sogenannte Identitätsdiffusion, das heisst ein Sich-nicht-festlegen-Können, Anzeichen einer schweren Krise sein kann. Andererseits wird übersehen, dass es für Jugendliche Teil des Prozesses ist, Ambivalenz und Fluidität im Selbsterleben zu empfinden. Bei hormonellen und körperlichen Veränderungen fühlt man sich zwangsläufig verunsichert und fremd im eigenen Körper.

Gefährlich wird es, wenn in dieser Reifungsperiode ein neues Konstrukt wie «trans» eingeführt wird, das die Spannungen und Fremdheitsgefühle auflösen soll. Es wirkt wie

Diese Ecken und Kanten machen uns zu einzigartigen Charakteren.

ein einfaches Heilsversprechen, ein schneller Fix, der den Jugendlichen vorgaukelt, dass der mühsame Prozess der Identitätsfindung übersprungen werden kann. Wenn Jugendliche nicht ermutigt werden, die innere Widersprüchlichkeit dieser Lebensphase auszuhalten, und sogar mit Kleinkindern Geschlechtsoptionen aktiv exploriert werden, löst das bei mir, nicht nur als Psychologin, sondern auch als Mutter zweier Teenager, Kopfschütteln aus. Es wird den Jugendlichen eine Welt ohne Einschränkungen und Verbote versprochen.



Es ist eine Welt, in der das Kind jederzeit uneingeschränkt über sich selbst bestimmen darf. Wenn du dich heute als Mann fühlst und morgen als Frau, dann ist das völlig okay. Umso grösser wird die Enttäuschung sein, wenn realisiert wird, dass die zugrundeliegende Unzufriedenheit trotz allem nicht verschwindet. Gross wird auch der Frust sein, wenn festgestellt wird, dass auch mit veränderten Pronomen die inneren Spannungen und die Frage der Zugehörigkeit bestehen bleiben.

Auf riskantem Terrain

Wer vor diesem Hintergrund mit Jugendlichen – bevor sie volljährig sind – ernsthaft darüber diskutiert, die Pubertät zu stoppen oder gar eine Geschlechtsumwandlung in Erwägung zu ziehen, bewegt sich auf riskantem Terrain. Natürlich gibt es Einzelfälle, die ernst genommen werden müssen und keine Diskriminierung erfahren dürfen. Meistens werden jedoch mögliche wichtige Hinweise auf eine Adoleszenzkrise verkannt und einschneidende, nicht mehr reversible Massnahmen als Möglichkeit verkauft, den Leidensdruck zu beenden.

Dabei geht das Bewusstsein verloren, dass eine junge Frau oder ein junger Mann unzählige Erlebens- und Ausdrucksformen der eigenen Weiblichkeit beziehungsweise Männlichkeit besitzt. Den Jugendlichen sollten Möglichkeiten aufgezeigt werden, wie man innerhalb der binären Geschlechtsidentität Dissonanz akzeptiert. Während der Adoleszenz ist es ganz normal und okay, sich nicht typisch weiblich oder männlich zu fühlen.

Diese Ecken und Kanten auszuhalten, gehört zur schmerzhaften Auseinandersetzung mit der eigenen Identität und macht uns letztlich zu den spannenden und einzigartigen Charakteren, die wir sind. Dafür braucht es keine neuen Pronomen und auch kein anderes Geschlecht.

Barbara Beckenbauer ist Psychologin mit eigener Praxis in Zürich.

Brexit als Chance

Im Wettbewerb der Nationen entscheidet nicht die Grösse eines Staates, sondern die Qualität.



Nach 48 Jahren Mitgliedschaft in der EU und einem chaotischen Ablösungsprozess, der sich über viereinhalb Jahre hinzog, ist Grossbritannien mit Beginn dieses Jahres auch aus dem EU-Binnenmarkt und der Zollunion ausgeschieden. Die Tonlage der Kommentare in den deutschen Medien lässt sich zusammenfassen mit «Sie werden schon sehen, was sie davon haben.»

Wer den Brexit verstehen will, sollte einen Blick in die britische Geschichte tun. Er wird dann über seinen Sinn und seine Erfolgsaussichten vorsichtiger urteilen.

Der erste Versuch der europäischen Politik, in Britannien Fuss zu fassen, war die 400 Jahre währende Herrschaft des Römischen Reiches. Ausser einigen Münzfunden und wenigen Fundamentresten römischer Mauern ist davon nichts verblieben. Die römischen Legionen zogen sich aufs Festland zurück, als die Angeln, Sachsen und Jüten die Küsten stürmten und die keltische Bevölkerung nach Norden und Westen abdrängten. Später kamen die Wikinger aus Dänemark und Norwegen und sorgten immer wieder für Unruhe. 1066 dann besiegten die Normannen aus dem nahen Frankreich das Heer des sächsischen Königs. Eine winzige Herrschicht unterwarf sich das ganze Land und riss sämtlichen Besitz an sich.

Seitdem hat 900 Jahre lang bis zum 1972 erfolgten EU-Beitritt nie wieder eine kontinentale Macht britischen Boden betreten und dort Herrschaft ausgeübt. Für mengenweises Blutvergiessen auf ihrer Insel sorgten die Briten ganz alleine. Davon zeugen Shakespeares Königsdramen.

Die einzige fremde Macht, die in England am Ausgang des Mittelalters Einfluss ausübte, war die katholische Kirche. Unter dem Tudor-König Heinrich VIII. fand auch das ein Ende: Die Kirche von England wurde 1532 dem König unterstellt. Aber dieser Konflikt spaltete das Land weitaus mehr als heute der Brexit, denn das Volk war kirchentreu. Er dauerte viele Jahrzehnte, führte Tausende auf den Scheiterhaufen und brachte zwei Lordkanzler aufs Schafott.

Auch die Macht des Königs war dem englischen Adel und später dem aufstrebenden Bürgertum immer wieder ein Dorn im Auge. Schon 1215 trotzte der Adel dem schwachen König Johann Ohneland mit der Magna Carta Libertatum grundlegende politische Freiheiten ab. Der Stuart-König Karl I. musste 1649 nach einem verlorenen Machtkampf mit dem Parlament aufs Schafott. Schliesslich stärkte die Glorious Revolution 1689 die Rolle des Parlaments gegenüber dem König, der seitdem in seinem Amtseid ausdrücklich die parlamentarischen Rechte anerkennen muss. Nun brauchte es noch 200 Jahre kontinuierlicher Reformen, bis die Rolle des britischen Königs auf die des obersten Notars seiner Nation beschnitten war. Über dem britischen Parlament aber gibt es keine Macht ausser der des britischen Volkes und der unabhängigen Gerichte, und das liebt die Mehrheit der Briten.

Die Briten waren immer ein kleines Volk: Um 1800 lebten in Grossbritannien rund 11 Millionen Menschen, halb so viele wie in Deutschland und nur ein Drittel der Bevölkerung von Frankreich. Trotz seiner Kleinheit war es zeitweilig die führende Kolonial-, See- und Handelsmacht. Und es war Meister darin, mit minimalem Auf-

wand maximale Wirkung zu erzielen. Immer, wenn die Zeit gekommen war, verstand es das machtbewusste Grossbritannien auch, rechtzeitig loszulassen: 1783 die amerikanischen Kolonien, 1922 Irland und 1947 die Kronkolonie Indien mit ihren über 400 Millionen Einwohnern.

Dieses kleine Volk brachte einen Isaac Newton, einen Charles Darwin, die Philosophen der schottischen Aufklärung, die geistigen Väter der kapitalistischen Wirtschaftsweise und mit James Watt den Erfinder der Dampfmaschine hervor. Es wurde zur Wiege der modernen Industriegesellschaft. All das schaffte es ohne einen Europäischen Gerichtshof und ohne Vorgaben und Vorschriften europäischer Behörden aus Brüssel. Auch in der EU ohne Grossbritannien wird Englisch die Lingua franca bleiben.

Das insulare Grossbritannien hat sich niemals geistig abgeschottet. Das ist auch in Zukunft nicht zu befürchten. Der in Deutschland entwickelte Corona-Impfstoff der deutschen Firma Biontec wurde in Grossbritannien schneller eingesetzt als in der schwerfälligen EU. Grossbritannien kann künftig selber darüber entscheiden, wen es in seinen Grenzen aufnehmen möchte und nach welchen Regeln es politisches Asyl gewährt. Es kann selber darüber entscheiden, in welchem Umfang und auf welchen Wegen es den CO₂-Ausstoss seiner Volkswirtschaft senken will.

In der modernen globalisierten Welt entscheidet nicht die Grösse eines Staates über seine Stellung im Wettbewerb der Nationen, sondern die Qualität seiner Institutionen und Gesetze sowie die Bildung und der Fleiss seiner Bevölkerung.

Leidensweg der Uiguren

Parteidoktrin, Wirtschaft, Seidenstrasse:

Warum Peking muslimische Minderheiten unterdrückt und umerziehen will.

Pierre Heumann

Als Sayragul Sauytbay Mitte Dezember in der Schweiz war, erlebte sie eine bittere und gleichzeitig schmerzliche Enttäuschung. Sie hatte nicht erwartet, dass sie bei ihrem Gang durch die Berner Altstadt und die Zürcher City so viele Produkte mit dem Label «Made in China» sehen würde. «So unterstützt ihr die chinesische Wirtschaft», empört sie sich im Gespräch.

Als Angehörige einer Minderheit in der Provinz Xinjiang war die Ärztin und Lehrerin Opfer der brutalen chinesischen Gleichmachungsmaschinerie. Folter und Gehirnwäsche im Internierungslager gehörten dazu. In ihrem Buch «Die Kronzeugin» legt die Kasachin muslimischen Glaubens Zeugnis ab von den Qualen und Erniedrigungen. Weil ihr 2019 die Flucht in den Westen gelang, könne sie ohne Furcht vor Sanktionen über ihren Leidensweg sprechen und schreiben. Was sie durchgemacht habe, klinge unglaublich, und es übersteige die Vorstellungskraft der Menschen im Westen, sagt die 43-Jährige.

Sayragul Sauytbay hat mit ihrem Buch die Aufmerksamkeit im Westen auf das «Uiguren-Problem» gelenkt. Was steckt hinter der repressiven Politik Pekings im Westen des chinesischen Riesenreichs?

1 — Die Fakten

Die massiven Verletzungen der Menschenrechte im Westen Chinas sind solide dokumentiert. Mehr als eine Million Muslime – Uiguren, ethnische Kasachen und Kirgisen – werden seit März 2017 in Internierungslagern festgehalten, heisst es im Oktober in einem Bericht der Forschungsabteilung des US-Kongresses. Im Juli prangerte ein Report der US-Regierung die Praxis der Zwangsarbeit an, zudem die Überwachung von Minderheiten, die Verfolgung religiöser Minderheiten und die Zwangssterilisationen. In den Lagern werde versucht, die kulturelle und religiöse Identität der Minderheiten mit Zwangsmassnahmen auszulöschen, um sie dann mit der Ideologie der Kommunistischen Partei China (KPCh) zu indoktrinieren. Vor zwei Jahren hat Peking die Existenz der Lager offiziell bestätigt.



Jenseits der menschlichen Vorstellungskraft: Autorin Sayragul Sauytbay.

Zudem, klagten Menschenrechtsorganisationen an, lasse die Regierung «unzählige Menschen spurlos verschwinden».

Gegenüber Minderheiten und Andersdenkenden hat die Partei eine Nulltoleranz. Wer die Allmacht der Partei nicht akzeptiert, den sieht die KPCh als Bedrohung an. Die Gefangenen in den Internierungslagern sollen verinnerlichen, dass jeder Widerstand gegen diese wirtschaftlich, politisch und militärisch weit überlegene Grossmacht zwecklos sei.

2 — Herausforderung Islam

Weil die meisten Muslime im Westen Chinas an ihrer Tradition und ihrem Glauben festhalten, befürchtet die Parteileitung, dass dadurch ihre Autorität in Frage gestellt wird. Der ungebrochene Wille der Uiguren, ihre eigene Identität zu leben, ist aus Sicht der Partei zudem ein Angriff auf die nationale Einheit, der abgewehrt werden muss.

Die Zentrale hatte bereits Ende der 1980er Jahre besorgt festgestellt, dass in mehreren Regionen der Provinz Xinjiang bis zu 80 Prozent der Parteimitglieder an religiösen Aktivitäten teilnahmen. Schlimmer noch für die KPCh: Einige Parteisekretäre wurden Imame. Muslimische Geistliche werden deshalb überprüft, ob sie gegenüber der Partei loyal sind. Viele Moscheen sind geschlossen. Man könne nicht auf zwei Hochzeiten tanzen, begründet das PR-Büro der KPCh deren Religionsverbot, das sie seit Jahren verstärkt durchsetzt.

Die Volksrepublik sieht Minderheiten als potenzielle Gefahr. Die Elite in Peking begrüsst folglich das Verschwinden von Kulturen und Sprachen als «natürlichen Prozess», den sie als Evolution unterstützt – und fördert.

Die KPCh will aus dem bunten Vielvölkerstaat mit den 55 anerkannten Ethnien einen chinesischen Einheitsstaat machen. Doch in Xinjiang stösst die Partei mit ihrem Zwang zur

Uniformität auf Widerstand. Xinjiang gehört seit der Mitte des 18. Jahrhunderts zu China. Aber weder die Qing-Dynastie noch danach die Republik China haben das Gebiet und dessen Bevölkerung in den modernen Staat integriert. Erst in den 1990er Jahren begann sich die KPCh für die Provinz zu interessieren. Weil sie an der Grenze zur Sowjetunion lag, könnte eine gut funktionierende Infrastruktur Chinas Exportwirtschaft beflügeln, sagte man sich in Peking. Trotz gewaltiger Investitionen in die Region wollte die Bevölkerung in der Westprovinz indes nichts von Integration wissen und weigerte sich, sich mit der Vision des chinesischen Nationalstaates zu identifizieren.

3 — Kolonialisierung

Peking hat mit der Umsiedlung von Han-Chinesen aus den bevölkerungsreichen Zentren Ostchinas nach Xinjiang die Demografie zum Nachteil der Muslime verändert. In Xinjiang (Mandarin für «neue Grenze»), wo die Muslime bei der Machtergreifung der Partei mit 90 Prozent der Bevölkerung die Mehrheit stellten, sind sie jetzt in der Minderheit. «Das Gebiet wurde von Han-Chinesen kolonisiert», sagt Sean R. Roberts von der George Washington University, der im Sommer ein lesenswertes Buch über Chinas Krieg gegen die Uiguren veröffentlicht hat. Der Staat investierte zwar Milliarden in die rohstoffreiche Provinz, in der mehr als zwanzig Millionen Menschen leben und die vierzigmal grösser ist als die Schweiz. Aber die lukrativen Jobs waren in der Regel Han-Chinesen vorbehalten. Die Ankunft der neuen Top-Verdiener trieb die Lebenshaltungskosten in die Höhe. Viele Uiguren, die ohne Aufstiegschancen in traditionellen Bereichen arbeiteten, konnten nicht mithalten.

Doch beim Konflikt zwischen den Uiguren und der chinesischen Zentralmacht geht es nicht bloss um Religion, Kultur oder wirtschaftliche Ungleichheiten. Die Region

In Xinjiang stösst die Partei mit ihrem Zwang zur Uniformität auf Widerstand.

Xinjiang ist das rohstoffreichste Gebiet Chinas. Ein Fünftel der chinesischen Öl- und Gasproduktion stammt aus der Nordwestprovinz. Und was an Energie aus Russland und Zentralasien kommt, fliesst durch Xinjiang.

4 — Unabhängigkeitsbewegung

Politische Bewegungen, die die Unabhängigkeit der Schatzkammer Chinas anstreben, erstickt Peking im Keim. Diese Angst war im Dezember 1991 besonders ausgeprägt, als die Sowjetunion implodierte. Erstens fürchtete die KPCh, dass auch die Volksrepublik auseinanderfallen

könnte. Zweitens bestand aus Sicht der Partei die Gefahr, dass die neuen Staaten Kasachstan, Kirgistan, Tadschikistan und Usbekistan, die nach dem Zerfall der UdSSR an der Grenze zu Xinjiang entstanden, bei den chinesischen Muslimen die Hoffnung auf Unabhängigkeit aufkeimen lasse. Deshalb verstärkte Peking die Kampagne zur Unterdrückung des uigurischen Nationalismus. Unter dem Verdacht «nationalistischer und religiöser Gefühle» werden Uiguren festgenommen.

Als es in den Jahren 2013 bis 2015 zu teils gewalttätigem Widerstand gegen die Kolonialisierung durch Han-Chinesen kam, reagierte



Peking wittert Gefahr im Westen.

der Staat mit harten Massnahmen. Er wollte den Widerstand in der Bevölkerung definitiv brechen, damit aus der rohstoffreichen Provinz ein integraler Teil Chinas werde.

5 — Seidenstrasse

Die Region an der Westgrenze ist für China aus strategischen Gründen wichtiger denn je.

Die «Belt and Road Initiative» (BRI), die «Neue Seidenstrasse», geht quer durch Xinjiang. Die KPCh sieht die Verbundenheit der Uiguren mit ihrem Land und ihrem Lebensstil als Risiko für eine erfolgreiche Realisierung der BRI, sagt China-Forscher Roberts. Um das Riesenprojekt nicht zu gefährden, wolle China den Widerstand der Uiguren gegen die Transformation ihrer Heimat brechen. In Umerziehungslagern wird den Gefangenen ein Loblied auf die «Neue Seidenstrasse» eingetrichtert: Dank diesem wirtschaftlichen und geopolitischen Mega-Projekt «können nicht nur unsere Waren transportiert werden, sondern auch die grossartige chinesische Politik», lautet die Botschaft.

6 — Staatliche Propaganda

Anfang Dezember wies die Parteileitung an einer Pressekonferenz, wie so oft zuvor, alle Vorwürfe zurück, gemäss denen in Xinjiang die Religionsfreiheit nicht garantiert sei. Auf die Frage eines anwesenden ZDF-Reporters sagte ein Sprecher, dass alle Bürger der Volksrepublik China Religionsfreiheit geniessen würden. Der Staat schütze «normale religiöse Aktivitäten». Niemand werde aufgrund seines Glaubens diskriminiert. Die Armutsquote in Xinjiang sei von 20 Prozent (2014) auf rund ein Prozent gesunken, schreibt Chinas Aussenministerium auf eine Anfrage der BBC. Die lachenden Gesichter aller ethnischen Gruppen in Xinjiang seien die kräftigste Antwort auf alle Anschuldigungen und Lügen des Westens.

Sayragul Sauytbay, Alexandra Cavellius:
Die Kronzeugin. Europa. 352 S., Fr. 34.90

«Heute dauert die Zukunft länger.»

Rolf Dörig
Verwaltungsratspräsident
zum selbstbestimmten Leben

Glanz der Nebenrolle

Die englische Schauspielerin Helena Bonham Carter ist brilliant. Was wir von ihr lernen können? Wie man im Mittelpunkt steht, ohne in den Mittelpunkt zu drängen.

Anton Beck

When I am sad and weary / When I think all hope has gone / When I walk along High Holborn / I think of you with nothing on.» Dieses kurze Gedicht von Adrian Mitchell, «Celia, Celia», schüttelte sie spontan aus dem Ärmel, zitierte es ohne Fehler. Helena Bonham Carter war damals, vor gut einem Jahr, zu Gast in der Late-Night-Show von Stephen Colbert, eingeladen, um über die neuste Staffel der Netflix-Hitserie «The Crown» zu sprechen, in der sie mitspielt. Darin wird Staffel für Staffel die britische Königsfamilie in verschiedenen Jahrzehnten porträtiert, und Bonham Carter schlüpft in die Rolle von Princess Margaret, der etwas griesgrämigen, aber dennoch nahbaren Schwester der Queen. Darauf sprach Colbert sie an, und nach einigen Minuten Smalltalk, als das Gespräch auf Bonham Carters Anfänge als Schauspielerin kam, meinte sie, das Geld für die Bewerbung bei einem Casting habe sie bei einem Dichterwettbewerb gewonnen. Und dann dichtete sie.

Durchbruch mit «Fight Club»

Man könnte sich Bonham Carter ja auch nur zu gut als Dichterin oder Literatin vorstellen. Sie hat alles, was es braucht, die gesunde Portion Desinteresse an der Welt, den britischen Charme und diese Müdigkeit im Gesicht, die immer erst dann verschwindet, wenn sich Gesprächsthemen ergeben, die das übliche Gerede verlassen. Sie mag das Aussergewöhnliche, und sie spielt es auch. Bonham Carters Rollen sind immer höchst zwiegespaltene Charaktere, solche, die weder in die gute noch in die böse Ecke gedrängt werden können, keine Lichtgestalten, aber auch keine Teufel.

Schon als Marla Singer in «Fight Club» (1999), Bonham Carters internationaler Durchbruch, spielte sie einen solchen Balanceakt, spielte eine Frau, die ihre Zeit mit einem Schizophrenen verbringt, gescheitert an der Welt und sich selbst, die am Ende aber dennoch genug Schneid findet, um eben nicht alles hinzuwerfen. Als Bellatrix Lestrange, die böse Hexe und Gegenspielerin von Harry Potter und Co. in J. K. Rowlings Zauberwelt, stieg Bonham Car-



In Höchstform:
Bonham Carter in «The Crown».

ter schliesslich in die oberste Liga in Hollywood auf. So weit alles handelsüblich, alles schon mal dagewesen, so wirkt es zumindest. Doch bei einem genaueren Blick fällt ein erheblicher Unterschied zwischen Bonham Carters Karriere und jener anderer Schauspielerinnen auf, die es in Hollywood geschafft haben. Sie ist nämlich die ewige Zweite, die ständige Nebenrolle; selbst nach dem Durchbruch, nach den grossen Filmen schleicht sie, fast schon unbemerkt, auf der Leinwand umher und scheint jegliche Ambition auf die One-Woman-Show zu negieren. In «The King's Speech», einem Biopic über den britischen König Georg VI., Stotterer und Vater der Queen, spielt sie dessen Ehefrau, taucht zwar in vielen Szenen auf, spricht aber wenig. Sie spielt mit der Gestik, mit dem Habitus, immer vornehm, immer distanziert, manchmal gar so, als würde sie ein unbenennbarer Ekel überkommen.

Auch in «Dark Shadows» versucht sie als Doktorin, dem Vampir (Johnny Depp) das Blut zu entlocken, und bezahlt dafür mit dem Tod. Sie ist die komplexeste Figur des Films, die menschlichste und abgründigste (was in der Anwesen-

heit von Vampiren etwas heissen mag) und spricht doch kaum öfters als in einer Handvoll Szenen. Sie arbeitet scheinbar im Verborgenen, und das in einer Gilde, die auf Öffentlichkeit angelegt ist. Auch ihr Privatleben bietet keine Skandale, die Trennung von ihrem langjährigen Partner Tim Burton lief unspektakulär ab, über ihre beiden Kinder liest man nahezu nie etwas. Sie scheint jedoch auch keine Angst vor der Öffentlichkeit zu haben, ist interviewfreudig, aber nicht aufdringlich, lädt Reporter, wie kürzlich eine Journalistin des *Guardian*, zu sich nach Hause ein, wenn sie angefragt wird, bittet aber auch nicht darum.

Tochter aus bürgerlichem Haus

Insofern verkörpert die 54-Jährige eine rar gewordene Sorte von Schauspielerinnen, eine, die den Beruf als Kunst versteht und diesen mit einem gewissen Ernst – man könnte es auch Seriosität nennen – ausübt. Eine, die ihr Handwerk von der Pike auf lernte, viel Klassiker spielte, gerade am Theater, anstatt sich gleich auf Hollywood zu stürzen. Als Tochter aus bürgerlichem Haus mit Verbindungen zu den Royals und der Londoner Upperclass erscheint dieser Weg nachvollziehbar, so, als wäre er ihr gewissermassen bereits in die Wiege gelegt worden. Wie die Schwester der Queen in «The Crown» scheint Bonham Carter sich mit ihren Startbedingungen angefreundet zu haben – mit all den Vor-, aber auch all den Nachteilen, und so lief sie in den letzten Jahren zu Hochform auf, schien nun endgültig das Glück der schweigsamen, aber komplexen Nebenrolle verstanden zu haben.

Es ist eine Einstellung, die uns allen guttun würde. Sich als Nebenrolle im Leben anderer zu begreifen anstatt als Hauptdarsteller im eigenen Film. Je mehr Bonham-Carter-Filme man schaut, umso klarer erscheint einem das, und wäre sie Dichterin oder Schriftstellerin geworden, würden ihre Figuren wohl so etwas wie eine gewisse Stille suchen, eine Auflösung der ganzen inneren Gefühle in einer simplen Anekdote – wie bei Mitchell – oder eben in einer Nebensächlichkeit.

Lastwagenfahrer klagen an

Der Bundesrat schliesst Restaurants mit sanitären Anlagen, auch auf Raststätten. Die Camionneure müssen trotzdem arbeiten, ohne richtige Verpflegung und fliessend Wasser.

Roman Zeller

Es ist 19.03 Uhr am Silvesterabend und der Parkplatz vor dem Heidiland, der Autobahnraststätte unweit von Chur, fast menschenleer. Drei Minuten zu spät für seinen Kaffee fährt Bruno Matter vor, der Chauffeur hat wenig Zeit. Sein Kunde erkundigte sich bereits, wo die Lieferung stecke. Der Fahrplan ist penibel genau berechnet, ohne Kulanz. Und Matter liefert fristgerecht, meistens, trotz Schneestürmen, Stau – und Corona.

Heute führt er Medikamente mit sich, dazu Einweggeschirr, «auch Skigebiete wollen ihre Ware». Meistens liefert er Lebensmittel. «Heute bestellen, morgen haben», umschreibt der Familienvater das 24-Stunden-Business. Matters Arbeitstag beginnt meist am Mittag und endet kurz vor Mitternacht.

Kalt und dunkel

Bruno Matter, seit 1989 Chauffeur, spricht für eine Branche auf dem Pannestreifen, die in Zeiten von Corona stoisch ihren Job erfüllt, aber vergessen geht. Restaurants und Läden werden geschlossen – auch an Raststätten –, um das Gesundheitspersonal zu entlasten. Der Güterverkehr aber rollt weiter.

Er selber, bemerkt Matter, sei zwar nicht gravierend betroffen. Der Koffeinschub, der jetzt fehle und den er sich sonst zugeführt hätte, sei ein Luxusproblem. Er wisse sich zu helfen, streiche sich Sandwiches, um Pausen flexibel zu gestalten, Übernachtungsmöglichkeiten braucht er keine. Sein Heimweg ist kurz, anders als bei manchen seiner Kollegen. In der Nacht ist es auf den Raststätten zurzeit kalt und dunkel.

Was auch Matter stört: überall eine Maske tragen zu müssen. Der soziale Kontakt habe sich verschlechtert. «Und während die ganze Welt von Hygienemassnahmen spricht, sind die sanitären Anlagen auf den Raststätten in prekärem Zustand – wenn sie denn überhaupt geöffnet sind.»

Vielorts müssten Fahrer ihr Geschäft in improvisierten Toi-Toi-Kabinen verrichten.

«Wenn es sein muss – in Gottes Namen.» Es sei aber unangenehm. Noch unangenehmer finde er aber, dass man ab sieben Uhr abends das Duschen komplett vergessen könne. Weil dann alles geschlossen sei.

«Die Polizei patrouilliert ständig»

Die Lastwagenparkplätze sind alle besetzt, zwölf Riesenbrummis stehen da, die meis-



«Alle reden von Hygiene, aber die sanitären Anlagen sind prekär»: Chauffeur Matter.

ten mit einem osteuropäischen Kennzeichen. «Die Gestrandeten», bemerkt Matter, als er in deren Richtung schaut. Sie müssten wohl ein paar Tage hier ausharren – ohne Essen, ohne fliessend Wasser. Grund sei das Sonntag- und Feiertagsfahrverbot, wie schon an Weihnachten. Nicht mal chauffeurfreundliche Raststätten würden Ausnahmen machen und die Gestrandeten reinlassen. «Die Polizei patrouilliert ständig», so Matter. «Glücklicherweise halfen Freiwillige, sie verteilten Essenspäckli und warme Kleider», sagt er. Dann fährt Matter seinem Ziel entgegen.

Eine der Helferinnen war Fabia Fiore. Die 32-jährige befördert seit 2016 verderbliche Lebensmittelprodukte. Weil sie wusste, was den Fahrern über Weihnachten blühte, verpflegte sie mit ihrem Lebenspartner und einem Freund knapp hundert Chauffeure mit Essen und Kaffee. Bäcker, Metzger, Gastrologen und ihre Mutter unterstützten sie

dabei, spendeten und kochten mit ihr, um Raststätten in Luzern, Zürich, Solothurn und im Aargau zu versorgen. Wie viele es waren, kann sie nicht sagen.

Als sie die Gestrandeten vorfand, sei sie den Tränen nahe gewesen, erzählt Fiore. Die meisten hätten nur wenig oder gar kein Essen bei sich gehabt. Gruppen von zehn bis fünfzehn Fahrern versuchten gemeinsam über die Runden zu kommen, so gut es ging, die meisten waren aus dem Osten – etwa aus Litauen, Polen, der Ukraine, Mazedonien oder der Türkei.

«Andere Gestrandete waren alleine. Ein Litauer zum Beispiel, in Knutwil, für vier Tage», so Fiore. Sie erinnert sich, wie er mit dem Rucksack nach Sursee laufen wollte, um Essen zu kaufen. «Ich sagte ihm, dass auch dort alles geschlossen sei. Er war dann überglücklich, als er warmes Essen bekam.» Die Szenen hätten sie fassungslos gemacht. Fiore: «Das sind doch keine Zustände, sicher nicht in der wohlhabenden Schweiz.»

Verband droht mit Streik

Dass die Lage dramatisch sei, bemerkte der Branchenverband Les Routiers Suisses bereits im Dezember. In einem Brief an Bundesrat Berset beschrieb er die prekären Arbeitsbedingungen, die Chauffeure wegen des Wintereinbruchs und der verschärften Massnahmen ertragen müssen. «Es wird nicht lange gehen, und viele von uns werden den Lastwagen stehenlassen.»

Ein Streik kommt zwar für den Schweizerischen Nutzfahrzeugverband (Astag) grundsätzlich nicht in Frage. Dessen Präsident, Ständerat Thierry Burkart (FDP/AG), wählt trotzdem starke Worte: Er erwarte, dass sich das Bundesamt für Gesundheit überlege, wie man die Infrastruktur aufrechterhalten will, um dem Transportwesen ein Minimum an menschlichen Arbeitsbedingungen zu gewähren. Dieser private Service public gehe sonst kaputt. Und er fügt an: «Die Branche wird derzeit dafür bestraft, dass sie weiter funktioniert – und das darf nicht sein.»

Endlich Nichtraucher

Ein Herzinfarkt ist sehr zu empfehlen für Leute, die mit dem Rauchen aufhören wollen. Mich hat der Elefantentritt in eine neue Umlaufbahn katapultiert.

Matthias Matussek

Jeder Raucher, den ich kenne, sagte mir irgendwann mal: «Ich muss mit dem Scheiss aufhören», worauf ich nickte und meinte, es müsste irgendeinen Anlass geben, der effektiver ist als der gute Vorsatz zum neuen Jahr, der schon beim Anstossen zum Feuerwerk vergessen ist.

Es müsste etwas Dramatisches sein. So wie bei Billy Crystal, als er in «When Harry met Sally» erst kurz vor Silvester-Mitternacht kapiert, dass er ja eigentlich Meg Ryan haben will, und genau zum Gongschlag vor ihr erscheint und ihr sagt, dass er sie liebt! Diese hinreissende, weltumstürzende Kuss-Schnute von Meg Ryan. Das ist es!

Oder eben ein Herzinfarkt. Ein Herzinfarkt ist sehr zu empfehlen für Leute, die vorhaben, mit dem Rauchen aufzuhören.

Mit der Qualmerei zu pausieren, war mir schon ein paar Mal während der Fastenzeit gelungen, aber wie jeder weiss, ist diese «Glanzzeit der Reue», wie sie bei den Orthodoxen genannt wird, mit der Auferstehung des Herrn, also mit Ostersonntag, zu Ende, und dann ist Schluss mit Fasten und Entbehrung und nur noch Freude und Feiern, und die Selbstdisziplin ist dahin, und es kann gepafft werden.

Deshalb: Herzinfarkt, ich kann es nur immer wieder betonen. Ein Herzinfarkt ist verdammt unangenehm, manche überleben ihn nicht, und Rauchen erhöht die Gefahr eines solchen beträchtlich.

Schnell die Morphiumsspritze

Meiner kam plötzlich, wie ein Elefantentritt aus heiterem Himmel, sollte es dort oben Elefanten geben. Es war vor ein paar Monaten im Urlaub an der Flensburger Bucht. Gemütlicher Abend bei Freunden, ich ein bisschen müde, verabschiede mich in unsere Ferienwohnung – wo ich auf den Sessel sinke, wegen dieses plötzlichen Elefantentritts. Autsch.

Schmerz im Brustkorb. Atemnot. Angst. Ich rufe meine Frau an. Ihr Handy klingelt auf dem Couchtisch neben mir. Ich rufe die 110. Als die Verbindung steht, keuche ich: «Ich krieg' keine Luft»



Ich habe mit mir gehaust wie ein wilder Eber: Autor Matussek.

«Wo sind Sie?»

«Keine Ahnung!» Wer merkt sich schon die Ferienadresse, aber irgendwo hat der Vermieter was aufgeschrieben. Zehn Minuten später – ein Lob auf das deutsche Gesundheits- und

*Schmerz im Brustkorb. Atemnot.
Ich rufe meine Frau an. Ihr Handy
klingelt auf dem Couchtisch.*

Rettungssystem ist hier angebracht – rotieren die roten Lichter auf der Wiese im Vorgarten, ich öffne den Männern die Terrassentür, die setzen mich in den Sessel, schnell die Morphiumsspritze gegen die Schmerzen – und sie hilft!

Ich bin plötzlich wieder Herr der Lage! Geradezu leutselig, ja gesprächig, frage ich

die Herren, ob sie was trinken wollen, die Kopfschmerzen sind auch weg, ich muss mir das Medikament unbedingt notieren, «Morphium» heisst es, grandioser Sieg unserer Pharmaindustrie über Gebrechen aller Art.

Danach ab mit Blaulicht ins Klinikum nach Flensburg, eine Stunde später ist der Herzkatheter eingeführt und der Stent gesetzt, grosse Entwarnung, grosse Erleichterung, weil relativ schnell gehandelt wurde. Ich poste Fotos auf Facebook, was das *Hamburger Abendblatt* sofort seinen Lesern meldet, um routinemässig gegen mich zu hetzen.

Ich höre vom Arzt, dass es sich um einen Schaden lediglich an der Herz-Rückwand handle, da schnell reagiert wurde. Also weniger schlimm. Dabei hatte ich gerade mal drei Wochen zuvor von einem Kardiologen, den ich wegen mei-

ner Herzklappe regelmässig aufsuche und der sämtliche Tests mit mir machte, grünes Licht bekommen – alles in Ordnung, keine Auffälligkeiten, alles arbeitet und pumpt, wie es sollte. Und nun lag ich da, mit zwei übergewichtigen Zimmernachbarn, wahre Tonnen, eine mit Schlafapnoe, die andere Trinker – und ich habe Glück gehabt!

Es hätte mich auch und sehr viel wahrscheinlicher ein paar Monate früher erwischen können, bei der Ersteigung des Westgipfels im syrischen Maalula, brütende Hitze, endloser Tag, senkrechte Felsen, kein deutscher Rettungsdienst weit und breit, das Todesurteil!

Ständig Geburtstag! Happy Hour!

Der Schrecken sitzt mir in den Gliedern, er durchzuckt mich bis in die Zehen und die Spitzen der Haare. Ich beschliesse: Schluss mit der Qualmeri. Das heisst, nichts überstürzen, erst mal weniger paffen, man darf unten vor der Tür der Notaufnahme durchziehen. Jede einzelne Zigarette ist eine Abschiedszigarette. Jede schmeckt geil. Aufgehört, das ist der Plan, wird in der Reha, die zehn Tage später angesetzt ist. Aber warum überhaupt aufhören?

Die Zigarette nach dem Frühstückskaffee: unbeschreiblich. Die nach der Kinovorführung, also nach zweistündigem Entzug: wahnsinnig. Die Zigarette in Hannover auf dem Bahnsteig, wo der Zwischenaufenthalt immer ein bisschen länger ist: wie belebend. Die Zigarette in der Konferenzpause im Hof mit Gleichgesinnten: Wie das noch mal zusammenschmiedet! Die Zigarette vor dem ersten Satz; die nach dem ersten befriedigenden Absatz; und klar, die kurzen Nachdenk-Zigaretten zwischendurch, manchmal liegen zwei nebeneinander im Aschenbecher und glimmen vor sich hin und unterhalten sich darüber, wie es weitergehen soll, im Artikel, im Leben, in der Welt.

Seien wir ehrlich: Es gibt verdammt viele gute Gründe zu rauchen. Dieser Shot ins Hirn. Sekundenwachheit! Natürlich ist das Geheimnis simpel: Sucht! Die Sucht feiert sich, wenn sie befriedigt wird. Sie tanzt, manchmal ausser sich! Jeder Zug – boah, wie hammermässig ist das jetzt schon wieder! Ständig Geburtstag! Happy Hour! Pures Glück! Morphium!

Apropos Morphium: Am nächsten Tag in der Klinik fragte mich diese unheimlich nette junge Schwester, ob ich noch Kopfschmerzen hätte. Ich so: «Ja, hat so 'n bisschen zugenommen – also gestern, dieses, wie heisst das noch, dieses Morphium hat sehr gut geholfen.» Aber offenbar waren die Morphiumvorräte zur Neige gegangen, sie meinten, diese Aspirintablette würde auch helfen, die ich dann mit allergrösster Skepsis entgegengenommen habe. Ich wiegte meinen Kopf: Ob das nun klappt?

Sagen wir es so: Sucht ist schön, macht aber tot auf Dauer und manchmal schneller, als man will. In der mir mitgegebenen Broschü-

re lese ich: «Schon nach einem Jahr Abstinenz hat sich das Risiko einer koronaren Erkrankung halbiert. Nach fünf Jahre Abstinenz sinkt das Schlaganfallrisiko auf das eines Nichtrauchers», und während ich dies schreibe, fällt mir ein: Einen Schlaganfall hatte ich ja auch schon mal, vor rund zehn Jahren. Ich habe mit mir gehaust wie ein wilder Eber.

Weiter im Text: «Nach fünfzehn Jahren Abstinenz ist das Risiko für eine koronare Herzkrankheit nicht mehr höher als bei einem lebenslangen Nichtraucher.» Tja, da wäre ich dann achtzig.

Mein Freund Hans Magnus Enzensberger, den ich nicht nur wegen seiner Gedichte mag, hatte mal, als ich ihn besuchte, eine Rauchpause eingelegt. Er sagte: «Ich will einfach mal klarstellen, wer Herr im Hause ist.»

Nicht umsonst sieht er mit seinen kurzen weissen Haaren und den wachen Augen aus wie ein römischer Patrizier, wie Seneca, der Stoiker, ein Wunder an Disziplin und Selbstbeherrschung. Er war um die achtzig, als er

Jede einzelne Zigarette ist eine Abschiedszigarette. Jede schmeckt geil.

das sagte, also vor zehn Jahren. Und er bringt immer noch jedes Jahr ein Buch heraus. Allerdings muss man schon sehr stoisch sein, um den Kampf mit der Sucht – denn es ist einer – dosiert zu führen. Er scheint es zu schaffen, mit acht bis zehn leichten Zigaretten pro Tag.

Erbärmlich in Glaskästen ausgestellt

Ich nicht. Ich bin, was Süchte angeht, kein Stoiker, sondern ein wilder Eber. Trotzdem: Da will ich hin. Neunzig Jahre, mindestens. Weil ich festgestellt habe, dass dieses Leben doch auch ohne Zigarette grossen Unterhaltungswert hat. Und einer davon ist die stolze Gewissheit, dass man Herr im eigenen Hause ist.

Die Anti-Rauch-Aufklärung in der Klinik brachte mir nicht viel Neues. Natürlich hatte die Dame, die sie leitete, recht: entweder ganz oder gar nicht. Nicht jeder von uns hat die Selbstdisziplin eines Seneca (der sich im Übrigen – sehr selbstbestimmt auf Neros Geheiss hin – die Pulsadern öffnete). Da hätte er eigentlich auch rauchen können.

Nein, die Reha war prima, die Gier nach Zigaretten wurde erstaunlich leicht von meinem Stolz über sie in Schach gehalten, und lustig waren diese Begegnungen mit den Paffern vor der Klinik in der Kälte, die aus unserem Kurs, die ihr Rauchen kontrollieren wollten. Die guckten immer so verlegen.

Im Übrigen, denke ich mir, liegt man als Nichtraucher im Trend, und das ist auch mal ganz erholsam für einen, der dauernd im «Verschissmus»-Verdacht steht und ausgegrenzt

wird. Ja, Raucher sind Ausgegrenzte in unserer Gesellschaft. Auf Flughäfen sieht man sie so erbärmlich in diesen Glaskästen ausgestellt, wie die letzten Exemplare einer aussterbenden Spezies. Offenbar hat man ihnen Futter rein gestellt. Sie schauen hilflos oder trotzig durchs Glas. Manchmal denke ich, dass man sie befreien sollte.

Teerpappe in ihrer solidesten Form

Dann fällt mir Helmut Schmidt ein. Vielleicht hätte man seine Lunge präparieren sollen, zugunsten der Wissenschaft. Teerpappe in ihrer solidesten Form, absolut geeignet auch für grössere Schäden im Dach.

Auch im hohen Alter hellwach dieser Helmut Schmidt, und in seinen Meinungen ungebeugt und von schönster Rücksichtslosigkeit auf die politisch-korrekte Etikette. Im engen Wortsinne war Helmut Schmidt ein Junkie – er sagte alle Auftritte ab, bei denen ihm nicht garantiert werden konnte, dass er rauchen dürfe. Die Entzugserscheinungen dieses mächtigsten und verbreitetsten Suchtstoffes meldeten sich bereits nach fünfzehn Minuten. Aber auf wen sollte der Weltkanzler ausserhalb seiner Sucht auch Rücksicht nehmen?

Ich werde in diesem Buch nicht nur über Zigaretten schreiben, sondern auch über andere potente Süchte. Und ich werde sie nicht verteufeln, denn Süchte gäbe es nicht, wenn ihnen nicht ein Glücksversprechen eingeschrieben wäre. Es gibt, um ein altmodischeres Wort zu verwenden: Laster, denen sich selbst der heilige Augustinus eine beträchtliche Zeit lang nicht erwehren wollte, da sie zum Erfahrungsschatz eines Lebens gehören.

Bei diesen Text handelt es sich um einen Vorabdruck aus: Matthias Matussek: Sucht und Ordnung. Wie ich zum Nichtraucher wurde und andere irre Geschichten. M&M Productions. 160 S., Euro 9,99



Liebesgrüsse wie aus Moskau

Wenn der Bundesrat mit seinem neuen Foto Optimismus verbreiten will, ist der Schuss voll danebengegangen. Die Aufnahme erinnert an Sowjetzeiten.

Peter Rothenbühler

Noch nie hat der Bundesrat so gelacht, noch nie ist er so nahe zusammengestanden auf dem offiziellen Foto zum Jahresbeginn. Dies ausgerechnet jetzt, wo Abstand gefragt ist und es nicht viel zu lachen gibt. Was hat sich der Auftraggeber, Bundespräsident Guy Parmelin, nur gedacht, als er dieses Bild so arrangieren liess?

Jedes Jahr gilt es, die gewollten und die ungewollten Botschaften dieses Bundesratbildes zu deuten.

Um es direkt zu sagen: Das neue Foto erinnert an die sowjetischen Gruppenfotos, bei denen manipuliert, montiert und retuschiert wurde. Man kann gut verstehen, dass jeder Bundesrat – Covid-bedingt – einzeln aufgenommen wurde. Die Damen und Herren dann per Fotomontage zu einem Gruppenbild zusammengestellt wurden.

Aber warum müssen sie strikt nach protokollarischer Stellung aneinandergereiht werden, so dass die Damen in die Ecken gedrängt werden? So dass eine Art Pyramide entsteht, mit einem riesigen Präsidenten und winzigen Damen?

Damen am Rand

Keine andere Gruppe würde sich so aufstellen, drei Männer triumphierend in der Mitte, die Damen am Rand. Da fehlte es an Kreativität: Es gibt interessante Formen des Gruppenbildes, bei denen sowohl das Protokoll wie der Anstand gegenüber Frauen berücksichtigt werden können. Das Bild muss ja nicht unbedingt von der Bundeshauskuppel im Morgengrauen dominiert werden.

Das Problem bei Fotomontagen ist ausserdem die Perspektive: Schwierig, die Grösse der Köpfe so anzupassen, dass sie der Position im Bild entspricht. Parmelin steht vorne, Ueli Maurer weiter hinten, aber sein Kopf scheint grösser als der von Parmelin. Hat Maurer mehr im Kopf? War das die heimliche Message? Sicher nicht.

Dann die Kleider: Der Fotograf hätte Simonetta Sommaruga bitten müssen, etwas Dunkleres anzuziehen. Mit ihrem beigen Anzug



Nur einer hat das Spiel nicht mitgemacht.

fällt sie auf und damit aus der Reihe. Nicht unbedingt vorteilhaft. Will sie mit diesem tristen Büsserkleid andeuten, dass sie es definitiv satthat, die elegante Präsidentin zu spielen? Alle andern sind recht elegant und dezent angezogen, am besten Viola Amherd, Alain Berset und Guy Parmelin. Karin Keller-Sutter glänzt etwas zu sehr, das entspricht wohl ihrer Stellung im Bundesrat ...

Nun, die grosse, an sowjetische Fotomanipulation erinnernde Lüge ist das fröhliche Lachen der Magistraten.

Geradezu sexy

Jeder Fotograf weiss, dass Zähne zeigen wie ein wieherndes Pferd stets als aggressive Miene empfunden wird – eigentlich nur für Pepsodent-Reklame geeignet. Lächeln mit geschlossenem oder nur leicht geöffnetem Mund sieht besser aus, kommt viel besser an, wird geradezu als sexy empfunden.

Abgesehen davon ist dieses Lachen der Regierung in der heutigen Situation schlicht nicht angebracht. Dezent lächeln ginge noch. Aber dieses fröhliche Lachen mit aufgerissenem Mund wirkt nur noch heuchlerisch. Wenn damit Optimismus verbreitet werden soll, ist

der Schuss voll danebengegangen. Eher fühlt man sich als Betrachter von der Regierung ausgelacht. Man denkt spontan: Ja, diese sieben haben gut lachen, es kann ihnen nicht viel passieren. Während wir ...

Ich kann mir nicht vorstellen, dass Guy Parmelin diese Fotogestaltung bewusst gemacht hat, zu seinen Kollegen/-innen gesagt hat: «Kommt, wir machen ein tolles Bild, wo wir alle nahe beieinanderstehen trotz Abstandsregeln, endlich mal ohne Maske. Und wir lachen einfach fröhlich in die Kamera, als gingen wir gerade zu einer illegalen Party.» Nein, ich denke eher, dass sich keiner die Zeit genommen hat, wirklich darüber nachzudenken, was so ein Bild ausdrückt. Wie wichtig Bilder heutzutage sind.

Nur einer hat das Spiel nicht mitgemacht: Ueli Maurer. Er hat dem Befehl «Cheese!» nicht gehorcht – wie ein trotziges Kind hat er bewusst nicht gelacht.

Fazit: Wer ein solches Gruppenfoto bastelt, muss damit rechnen, dass genau hingeschaut wird. Und: Mächtige, die meinen, sie könnten mit gekünsteltem Lachen beim Volk Optimismus und Glaubwürdigkeit verbreiten, irren sich.

Tage der Zuversicht

Jens Spahn und der Heilige Gral von Europa.



Wieder einmal brach der Winter in Deutschland zur Unzeit aus. Es gab keine «weisse Weihnacht», auch kaum Schnee zu Silvester, dafür schneite es am ersten Wochenende des neuen Jahres vielerorts so heftig, dass Bürgermeister und Polizei eingreifen mussten, um «das Verkehrschaos in den Griff zu bekommen», wie es am Montag in einem Bericht der «Tageschau» hiess.

Abertausende von Menschen strömten mit Kind und Kegel in die Natur, mehr als die betroffenen Gemeinden in den «Wintersportgebieten» verkraften konnten. Viele Strassen wurden gesperrt, Parkplätze verbarrikadiert, Pisten zu No-Go-Areas erklärt.

Der Bürgermeister der ansonsten vor sich hindämmernden Gemeinde Oberhof in Thüringen gab bekannt, er habe Verständnis dafür, «dass es die Menschen in der Pandemie nach draussen drängt», aber der Ort werde «überrannt», deswegen sollte nur noch «Zugang haben», wer in Oberhof wohne oder arbeite «oder ein berechtigtes Interesse daran hat, hierherzukommen». Der Wunsch, sich vom wochenlangen Lockdown zu erholen, wurde nicht als «berechtigtes Interesse» anerkannt.

Verstopfte Strassen, kilometerlange Staus, keine Parkmöglichkeiten und keine Toiletten gab es auch in der sauerländischen Wintersportmetropole Winterberg, dennoch blieben die Appelle der Stadt unerhört, «wegen der Corona-Lage auf die Anreise zu verzichten». Für die örtliche Polizei dagegen war es ein guter Tag. Sie erteilte 63 Platzverweise, kassierte 150 Verwarnungen wegen Parkverstössen und 26 Verwarnungen für Verkehrsverstössen, stellte 6 Verstössen

gegen die Maskenpflicht und 19 Verstössen gegen das Betretungsverbot fest; ausserdem brachte sie zwei Strafanzeigen wegen Körperverletzung auf den Weg. Wenn es etwas gibt, worauf man sich in Deutschland verlassen kann, dann ist es die Polizeistatistik. Und die Überzeugung, dass «wir» es besser machen als alle anderen. So folgten den Reportagen über die Corona-bedingten Massnahmen zur Eindämmung wintersportlicher Aktivitäten Berichte aus den Schweizer Bergen, wo *winter as usual* stattfindet, die Pisten offen und die Gondeln der Seilbahnen voll sind.

Vorgetragen in einem Ton pädagogischer Enttötung, wie er auch angeschlagen wird, wenn es um Kinder geht, die lieber Party als Hausaufgaben machen. Die Chancen stehen gut, dass die Schweizer aufgrund ihres Leichtsinns zu Superspreadingern ernannt werden, verantwortlich dafür, dass es nicht gelingt, die Corona-Pandemie einzudämmen. Und da die Schweiz nicht Teil der EU ist, gehört sie umgangssprachlich nicht zu Europa.

Die europäische Zusammenarbeit hat sich gerade, und auch der europäische Zusammenhalt hat sich gerade in den letzten Monaten und gerade in der Pandemie als so wichtig erwiesen», verkündete Regierungssprecher Steffen Seibert in einer Pressekonferenz letzten Montag und wies damit die Kritik zurück, die Bundesregierung habe zu spät und zu wenig Impfstoff bestellt, um nicht in den Verdacht eines «Impfstoff-Nationalismus» zu geraten, vor dem unter anderen der Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen, Armin Laschet, mit der ihm eigenen Feinfühligkeit gewarnt hatte.

Während in den USA, in Grossbritannien, in Israel bereits geimpft wurde, wartete Deutschland, das Rückgrat der EU, brav eine Freigabe des in Deutschland entwickelten Impfstoffs durch die European Medicines Agency ab, wie es die Präsidentin der EU-Kommission, Ursula von der Leyen, verordnet hatte. «So, wie wir gemeinsam durch diese Pandemie gegangen sind, sollten wir auch bei der Ausrottung dieses grausamen Virus gemeinsam und geschlossen vorgehen.»

Von Merkels ehemaliger Verteidigungsministerin, der in Berlin alles missglückt ist, etwas anderes als Sprüche zu erwarten, wäre verwegen. In dieser Beziehung steht ihr Jens Spahn, der amtierende Gesundheitsminister, in nichts nach. Letzten Montag gab er sich selbst ein Interview («Es sind Tage der Zuversicht») und stellte es gleich auf die Homepage seines Hauses. Darin sagt er unter anderem: «Es ist eine Errungenschaft, dass alle EU-Mitgliedstaaten – von Kroatien bis Deutschland, von Portugal bis Finnland – am selben Tag mit dem Impfen beginnen konnten. Diesen Zusammenhalt brauchen wir nicht nur in der Pandemie. Wir werden mit Blick auf China und die Welt in diesen zwanziger Jahren den europäischen Zusammenhalt noch sehr brauchen. Da prägt es doch die Debatte auf Jahre und Jahrzehnte, ob und wer jetzt nur an sich denkt oder wer eben europäisch handelt. Unter Abwägung aller Argumente bleibt der europäische Weg richtig.»

Der europäische Weg. Der europäische Zusammenhalt. Impfen für Europa. Sterben für Europa. Jens Spahn und der Heilige Gral von Europa.

Eingefrorenes Leben

Nr. 52/53 – «Willkür gegen Wirte»
Roger Köppel zum Shutdown in der Gastrobranche

Der Bundesrat muss mit seinen Massnahmen nicht nur die Bevölkerung vor dem Coronavirus schützen, er darf dabei auch die psychische Gesundheit der Menschen nicht ausser Acht lassen. Aus diesem Grunde erachte ich Restaurants und Gasthäuser als systemrelevant, was unsere Regierung wirklich zur Kenntnis nehmen sollte. Sie muss diesen Shutdown rückgängig machen. *Ronald Wild, Zollikon*

Die gegenwärtige Strategie bringt Not über Kleinunternehmer, Restaurants, Kulturschaffende und zwingt die jüngere Bevölkerung, ihr Leben einzufrieren. Nicht zu vergessen die gewaltigen Schulden, die aufgetürmt werden. *Friedrich Gubler, Jens*

Restaurants zu schliessen, um ein endemisch gewordenes respiratorisches Virus zu bekämpfen, ist etwa so widersinnig, wie eine Haustüre in die Luft zu sprengen, damit kein Einbrecher die Türe aufbrechen kann. Dass anscheinend sogar manche SVP-Parlamentarier solche und ähnliche Schliessungen fordern, ist die grösste Enttäuschung. Einige Artikel in dieser Ausgabe zeugen von mehr Durchblick. Schluss mit dem Wahnsinn, dem selbstzerstörerischen Lockdown-Wahnsinn. *Christoph Meier, Zürich*

Lobenswerte Absicht

Nr. 52/53 – «Impfe sich, wer kann»
Christoph Mörgeli über Corona-Massnahmen

Aufruf an alle Politiker und Politikerinnen, die aktiv oder stillschweigend die teilweise wider-

sinnigen Corona-Massnahmen unterstützt haben, damit wir die Rettung in der Impfung sehen: Lasst euch jetzt bitte sofort impfen, und belegt es öffentlich! Oder habt ihr Schiss? Wenn ihr immer recht gelebt habt, müsst ihr keine Angst haben. *Urs Thali, Göschenen*

Die lobenswerte Absicht des Gesamtbundesrats, sich in corpore die neuartige Corona-Impfung verabreichen zu lassen, hat bei mir folgenden Traum ausgelöst: Die letztjährige Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga ist aus ihrer hilf- und mutlosen Schockstarre erwacht und wehrt sich vehement gegen eine weitere, die Psyche unserer Bevölkerung zusätzlich belastende Panikmache. Sie verbreitet in ihren wohlüberlegten Statements Zuversicht und Hoffnung und entschuldigt sich für ihr missglücktes Präsidentschaftsjahr. Bundesrat Alain Berset überwindet sein narzisstisch anmutendes Gehabe und wird trotz seines jugendlichen Alters mit der Weisheit eines alten weisen Mannes gesegnet. Dies verhilft ihm, sich künftig als verantwortungsvoller und führungstarker Krisenmanager zu präsentieren. Somit darf er nun unbedenklich als wahrer Staatsmann bezeichnet werden, ohne dass die seiner Partei hörigen Medien dies lediglich herbeischreiben müssen. Ich hoffe nun, dass aus meinem Wunschtraum kein Albtraum wird und das Gremium publikumswirksam lediglich mit einem Placebo oder einem simplen Grippe-mittel geimpft wird. *Hans Staub, Lyss*

Unhaltbar

Nr. 52/53 – «Brief an die Vergangenheit»
Kolumne von Kurt W. Zimmermann

Kurt W. Zimmermann stellt fest: «Die Leser schreiben den Zeitungen keine Leserbriefe

mehr. Sie schreiben jetzt die Zeitungen.» Dies ist eine unhaltbare Schlussfolgerung und missachtet die wichtige Aufgabe von Zeitungen in gedruckter und elektronischer Form. Natürlich haben Digitalisierung und die ubiquitären Social Media dazu geführt, dass jeder Medienkonsument gleichzeitig auch Autor und Journalist werden kann. Aber das ist doch kein Ersatz für die anspruchsvollen Aufgaben eines Medienredaktors. Dieser analysiert Fakten und Meinungen, ordnet sie ein, zieht Schlussfolgerungen und formuliert dann einen gut strukturierten, überzeugenden Artikel in verständlicher Sprache. Dies gelingt ja auch Kurt W. Zimmermann fast immer sehr gut.

Jürg Dangel, Küsnacht

Andere Stärken

Nr. 52/53 – «An der Liebe sind wir nicht gescheitert»
Interview von Michael Bahnerth und Roman Zeller

Sie schreiben im Untertitel: «Tamy Glauser und Dominique Rinderknecht, das berühmteste Lesbenpaar der Schweiz, ist nicht mehr». Somit können wir das Thema nun abschliessen.

Walter Iten, Wettingen

Warum beschert uns die *Weltwoche* zum Jahresende dieses Interview mit den beiden Damen Glauser und Rinderknecht? Weil es interessant ist? Weil es berührt? Weil ihre Aussagen wichtig sind? Oder gar, um uns zu amüsieren? Auf dem Boulevard kann die *Weltwoche* ihre Stärken wirklich nicht entfalten.

Heinz Eckert, Basel

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Jeff Turner (1940–2020)



Für immer unser Country-Star: Sänger Turner.

Jeff Turner, der einzigartige Sänger, zusammen mit John Brack (gest. 2006) der Vater unserer Szene, der letzte grosse Country-Star hierzulande – hat uns verlassen, mit achtzig Jahren. Obwohl wir wussten, dass er sich nie mehr vollkommen erholen würde nach seinem schweren Hirnschlag vom vergangenen Sommer, war es ein sehr trauriger Moment, als seine Frau Maria mich gleich nach seinem Tod am 28. Dezember anrief. Nur vier Tage zuvor hatte ich noch via Facetime mit ihm telefoniert, machte wie immer Sprüche, um ihn aufzuheitern: «Hi Jeff, you Australian country singer, how are you?» Er konnte keine Antwort geben, aber sein Schmunzeln und seine Zufriedenheit werde ich nie vergessen. Die letzten Monate müssen für ihn schlimm gewesen sein. Maria Turner versuchte mit Sohn Ivo und Freunden zwar alles, um ihm eine Rückkehr ins Leben zu ermöglichen, doch er war bei vollem Bewusstsein im Körper gefangen und litt sehr darunter, sich nicht mehr mit Musik befassen zu können. Am Ende war es eine Erlösung für ihn.

Ich erinnere mich an unsere erste Begegnung vor 34 Jahren. Ich hatte damals bereits gehört von diesem Country-Barden aus Down Under, der drauf und dran war, die Schweizer Musik-

welt zu erobern. Geoffrey «Jeff» Turner besuchte im Oktober 1980 erstmals die Schweiz, um Seminare über Stressbewältigung zu geben. Er blieb für immer und stand kurze Zeit später bereits auf der Bühne des Kleintheaters Luzern.

Einmalige Aura

1982 unterschrieb Jeff seinen ersten Plattenvertrag bei Ex Libris, 1983 erschien sein Debüt «Cowboys, Truckers & Lovers». 1984 spielte er in der Londoner Wembley Arena mit US-Superstars wie Tammy Wynett, Glen Campbell oder Johnny Cash, im selben Jahr brachte er beim internationalen Marlboro Country Music Festival das Zürcher Hallenstadion zum Kochen. Und dann, 1986, kam Jeff mit seiner Frau in mein Büro, um den Vertrag fürs Management zu besprechen. Wir einigten uns schnell, waren beide unkompliziert und risikofreudig. Country war damals noch nicht sehr angesagt.

Jeff hatte eine einmalige Aura; mit seinen 1,92 Meter Grösse zog er einen in seinen Bann. Als Gitarrist war er nicht der Beste, doch er konnte sehr Song-dienlich begleiten. Sein Joker waren die Ausstrahlung und natürlich sein Gesang – diese kräftige, ausgebildete Stimme, nie prahlerisch, sondern warmherzig und dosiert dem

Geschichtenerzählen verpflichtet. Damit gehörte er in der Country-Szene von Anfang an zu den Besten, wurde nach wenigen Jahren zur Legende. Auch wenn er vorwiegend Country sang – seine Liebe zum Gospel war immer präsent, und die teilte er mit seinem Kollegen John Brack. Unvergesslich für mich ihr gemeinsames Weihnachtsalbum «A Time for Feelings» von 1988.

Während unserer Zusammenarbeit veröffentlichte Jeff fünf Goldene Alben und zwei Platin-Alben – und setzte 1994 mit seinem Musical «Jeff Western Musical Show» noch eins drauf. Nach acht Jahren als Manager hatte ich eine tiefe Freundschaft zu Jeff entwickelt. Bei der Arbeit liess er mir freie Hand. Als ich zum Beispiel zwei bereits gebuchte Auftritte absagte, um ihm 1986 die Teilnahme am Euro Country Music Masters in den Niederlanden zu ermöglichen, zweifelte er keinen Moment, obwohl es ein Poker war. Jeff holte sich prompt den renommierten Preis des besten Country-Sängers Europas mit der höchsten je erreichten Punktzahl – und gewann gleich auch noch die Auszeichnung für den besten Song.

Stets ausverkaufte Konzerte

Wir pflegten unsere Freundschaft all die Jahre hindurch und hatten regelmässig Kontakt. Bei rund der Hälfte seiner Auftritte war ich als Begleiter dabei, er schätzte diesen Support sehr. Auch privat gab es manchmal überraschende Besuche. Als ich mit meinen Kindern auf einem Zeltplatz im Tessin war, tauchte plötzlich Jeff auf, mit einem Strahlen im Gesicht. Wir sahen uns auch gegen Ende seiner Karriere ziemlich häufig. Er spielte jährlich bei mir am Internationalen Country Music Festival im Zürcher Albisgütli, seine Konzerte waren stets ausverkauft. Ebenso engagierte ich ihn mehrmals für die Country Music Cruise; ich gab ihm dort eine Carte blanche, er nutzte die Gelegenheit und gab sehr intime Konzerte zusammen mit dem Gitarristen Richard Koechli, der ebenfalls auf dem Schiff weilte; improvisiert, ohne Probe, so spontan war Jeff.

Letztes Jahr noch gingen wir mehrmals gemeinsam essen im Restaurant gegenüber seinem Wohnort. Ich besuchte Jeff auch im Spital und im Pflegeheim und bin sehr dankbar für die jahrelange Freundschaft mit ihm, seiner Frau Maria und ihrem Sohn Ivo. Jeff, du fehlst – und bleibst für immer unser Country-Star.

Albi Matter

Geld ist nicht gratis

Die unheimliche Leichtigkeit des Schuldenmachens.



Es macht den Eindruck, dass der gute alte Werkzeugkasten der Ökonomie langsam auseinanderfällt – und viele sind offensichtlich froh, dass man den ganzen Krempel und die Werkzeuge nicht mehr mitschleppen muss. Das Messband ist nicht mehr wichtig. So glauben manche, in der Corona-Krise seien die Menschen sozusagen von der Budgetbegrenzung befreit worden. Die Ausgaben müssten nicht mehr irgendwie an den Einnahmen bemessen werden, Schulden seien nicht die Steuern von morgen, die Notenbanken könnten ja das Geld liefern. Endlich sei es gelungen, die Knappheit zu beseitigen. Anders gesagt: Zwei plus zwei ist nicht mehr einfach vier, sondern, je nach Wunsch und Laune, viel mehr oder viel weniger.

Die Stimmung im Volk ist trotz der Krise ziemlich gut, unter anderem, weil Staatshilfen die Einnahmeausfälle ersetzen. Die Lasten werden auf die kollektive Verschuldung abgewälzt, die man noch nicht spürt und nicht sieht. Gut 27 000 Milliarden Dollar in den USA, in der EU sind es knapp 11 000 Milliarden Euro. Schlägt das einmal auf die Bürger zurück?

Nein, tönt es jetzt von vielen Seiten. Die Zinsen seien ja bei null, das werde noch lange so bleiben, also komme der Staat praktisch gratis zu Geld. Der Lausanner Ökonomieprofessor Marius Brühlhart sagte bei mehreren Auftritten, man müsse keine Hemmungen haben, Schulden zu machen. Die Schuldenbremse der Schweiz sei gut für den Normalfall. Der frühere Nationalbankpräsident und Blackrock-Manager Philipp Hildebrand meinte vor Tagen in einem Interview mit der *Sonntagszeitung*, früher seien Schulden des Teufels gewesen, angesichts tie-

fer Zinsen sei es nun aber Konsens unter «Top-Ökonomen», dass Staaten billig Geld aufnehmen sollen, um künftiges Wachstum zu finanzieren. Und er ging so weit, die indirekte Staatsfinanzierung durch die Zentralbanken als notwendig zu bezeichnen.

Ins Auge stach kürzlich auch der frühere Preisüberwacher Rudolf Strahm, als er im *Tages-Anzeiger* darlegte, ein weiteres Tiefstzinsjahrzehnt stehe bevor und die Staatsfinanzierung über die Notenpresse sei irreversible Realität. Die Wirtschaftsliberalen seien am Ende ihres Lateins. Die Eidgenossenschaft, die ihre Staatsausgaben bisher aus Steuern finanziert habe, erscheine als Sonderfall. Aber nun müsse auch die Schweiz auf die Nationalbank zurückgreifen. Die Corona-Schulden allein durch Steuern und Sparen beim Staat zu bezahlen, wäre seiner Ansicht nach «ein zu hoher Preis für ein überholtes Dogma».

Auf den ersten Blick schien es, der Zürcher Wirtschaftshistoriker Tobias Straumann stimme in den Chor ein, als er soeben in der *NZZ am Sonntag* schrieb, die Schweiz brauche wegen Corona weder zusätzliche Steuern noch Sparprogramme, auch keinen Beitrag der Nationalbank. Der Bund habe eine derart solide Finanzlage, dass die Corona-Schulden von vielleicht dreissig Milliarden Franken gut verkraftet werden könnten. Frühere Krisen hätten die Staatsfinanzen viel schwerer getroffen. Straumanns Kernsatz lautete aber: «Der Bund muss nur darauf achten, die Schuldenbremse weiterhin spielen zu lassen.» Damit unterscheidet er sich von den Verfechtern einer Schuldenpolitik ohne Hemmungen. Ja, man kann sagen, er ist einer,

der den Werkzeugkasten der Ökonomen nicht verfallen lassen würde.

Christoph Schaltegger, Ökonomieprofessor an der Universität Luzern und einer der Architekten der Schuldenbremse, legt dar, dass diese Einrichtung immerhin einigen finanziellen Spielraum biete: Verlangt werde ja der Ausgleich von Ausgaben und Einnahmen über einen Wirtschaftszyklus hinweg. Konkret heisst das: eine Rückführung der Schulden auf den Stand von 2003, der um gut 27 Milliarden Franken über dem Wert von Ende 2019 lag.

Eine gut tragbare und verantwortungsvolle Schweizer Finanzpolitik heisst also: die Schuldenbremse einhalten. Im Moment ist das Finanzdepartement nicht auf dieser Spur. Es wurde beschlossen, die Corona-Schulden erst einmal auf einem separaten Blatt zu notieren und diese dann irgendwann in den Rückzahlungsplan aufzunehmen. Schaltegger hält das für gefährlich. So riskiere man, dass der Zettel in einem künftigen schwachen Augenblick verschwinde und die Rückzahlung untergehe. Die 2001 mit 85 Prozent vom Volk angenommene Schuldenbremse sei ja gerade gegen Momente des Schwachwerdens eingerichtet worden. Und den Grundsatz, dass Schulden von heute Steuern von morgen seien, könne man nicht aus der Welt räumen.

Aber nochmals: Warum das Geld nicht einfach bei den Notenbanken holen? Das kann man, aber es gibt kein Gratisgeld. Dann bezahlt man nicht über Steuern, sondern irgendwann über eine Inflation: durch Entwertung des Geldes, die umso mehr weh tun wird, als man lange gedacht hatte, man komme drum herum.

LITERATUR UND KUNST

«Auch Dirigenten
haben kein ewiges
Leben.»
Riccardo Muti,
Seite 60

Herausgegeben von Daniel Weber

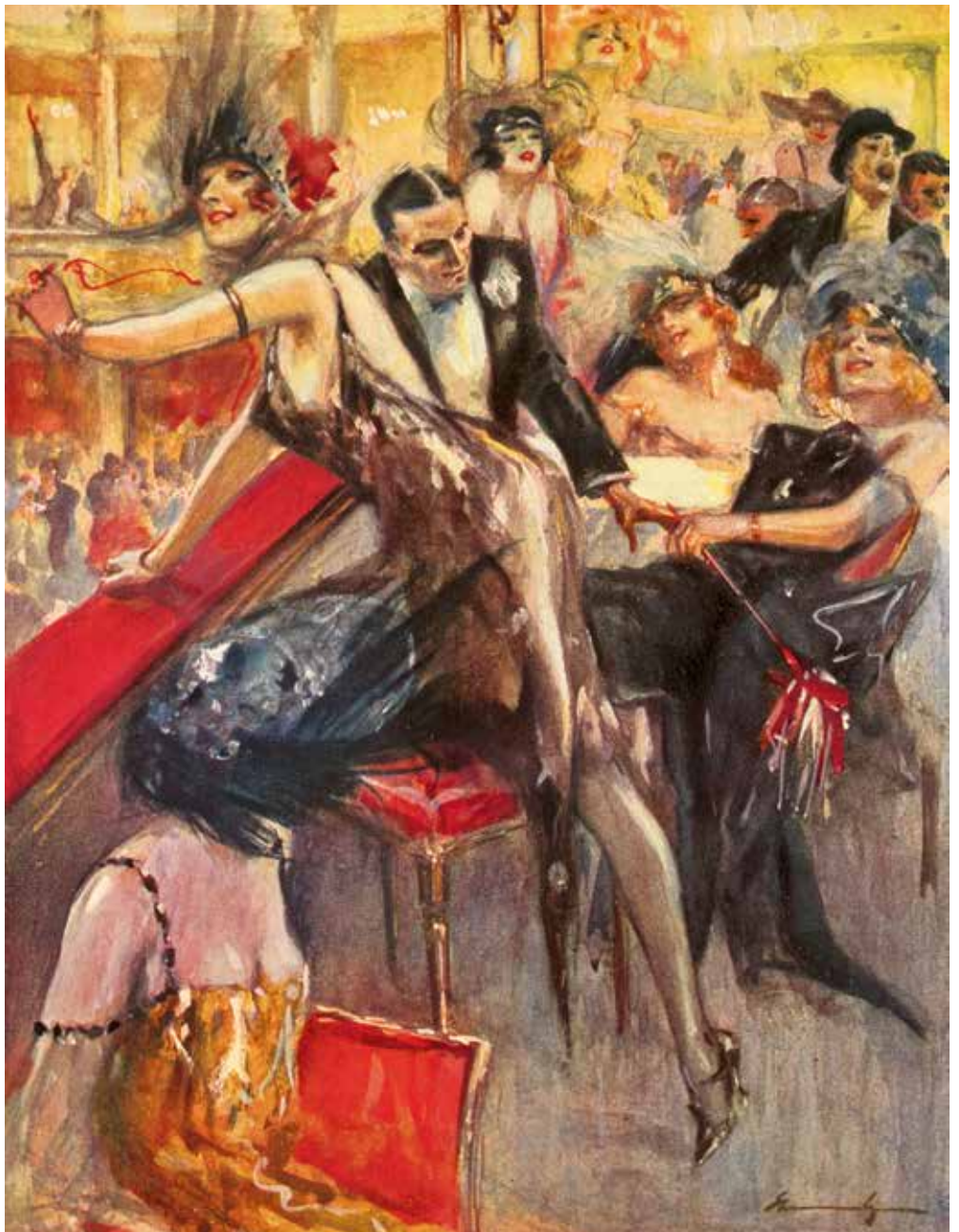
Lutz Ehrenberger, Bis früh um Fünfe, 1922 – Zum Jahreswechsel stand der Schweizer Sänger, Champagnerverkäufer und Disk Jockey Antoine mit grossem Daseinsdruck auf der Terrasse seiner Konrad-Mansion. Stand da in rotem Seidenbademantel, das Haar wie Ken von Barbie. Er verbrannte eine Maske, öffnete einen Champagner und sagte: «Party hard.»

Es war eine Message von existenziellem Symbolgehalt, von Verlangen nach auslebbarern Vergnügen ohne die Gefahr einer Krankheit mit möglicher Todesfolge; sie kam nur ein Jahr zu früh, was die Message zur naiven Sehnsucht eines abgehobenen Ignoranten werden liess.

Dennoch bringt sie heute auf den Punkt, was der ohne sein Leben überdauernde biografische Spuren hinterlassende österreichische Maler Lutz Ehrenberger (1878–1950) vor knapp hundert Jahren ins Bild setzte, in jenen Tagen, als das Tanzverbot aufgehoben wurde und die Menschen danach neun Jahre lang durch das Dasein tanzten, als ob es ein Gestern nie gegeben hätte und ein Morgen nie geben würde.

Danach waren alle erschöpft, und das Gold der zwanziger Jahre war abgeblättert, weil das Vergnügen zu einer Krankheit geworden war. Die Welt brach ein, der Kummer kam zurück und jene Form von Lebensgestaltung, die im Heute stets schon auf das Morgen ausgelegt ist, aber weil das Morgen stets im Ungewissen bleibt, wuchsen im Heute die Angst davor und die trügerische Sehnsucht nach Sicherheit.

Seltsam doch, dass wir stets uns selbst ausgeliefert bleiben wie Segelboote ohne Ruder in einem aufgewühlten Meer. Das heisst nicht, dass Mässigung der Schlüssel zu allem ist. Fit in die Urne zu gehen, ist auch fad. Es heisst nur, dass, wenn das Virus seine Party beendet hat, wir an der Reihe sind. Aber wir sollten nur tanzen, bis wir müde werden, nicht bis zum Umfallen. Dann erholen wir uns kurz und tanzen weiter und zum Teufel mit dem Rest. *Michael Bahnerth*



Leben ohne Gestern und Morgen.

«Ich bin ein Schlachtfeld»

Eine umfassende Biografie zeigt Friedrich Dürrenmatt in seinen Triumphen und Niederlagen.

Daniel Weber

Ulrich Weber: Friedrich Dürrenmatt.
Eine Biographie. Diogenes. 752 S., Fr. 39.90

Zum 100. Mal jährte sich am 5. Januar Friedrich Dürrenmatts Geburtstag. Mit seiner Biografie würdigt Ulrich Weber den Schriftsteller als «historischen Autor», dessen Zeit für jüngere Leser schon in weite Ferne gerückt ist: die Kriegs- und Nachkriegsjahre in der Schweiz, der Kalte Krieg, der Prager Frühling, die Perestrojka in der Sowjetunion. Und mittendrin Dürrenmatt, dieser «einsame und einzigartige Minotaurus im Labyrinth».

Weber zeichnet eine behütete Kindheit in einer Pfarrersfamilie im Emmental. «Ein zufriedener Egozentriker wuchs da heran.» Dürrenmatts Herkunft aus dem bäuerlichen Konolfingen prägte sein Werk, seine Sprache – und sein Sprechen. Als er an einer Podiumsdiskussion in Berlin sein behäbig-breites, bernisches Deutsch sprach, fragte ihn ein Zuhörer, ob er nicht Hochdeutsch sprechen könne. Worauf Dürrenmatt antwortete: «Ich kann nicht höher!»

Berührende Liebesbriefe

Als Gymnasiast wollte Dürrenmatt Künstler werden, er malte und zeichnete ohne Unterlass, erkannte dann aber, dass das Schreiben seine wahre Berufung war. Das bisweilen manische, nächtelange Zeichnen blieb trotzdem bis zum Schluss eine tragende Säule seines Werks, beeindruckend in seiner Expressivität. Schon als 21-Jähriger erkannte er: «Mein Schicksal, mein Unglück und Glück, meine Stärke und Schwäche ist es, dass ich immer nur aus mir schaffen kann.»

Weber ist mit Dürrenmatts Leben und Werk vertraut wie kein Zweiter – obwohl er ihn nicht persönlich gekannt hat. Seit dreissig Jahren betreut er im Schweizerischen Literaturarchiv den Dürrenmatt-Nachlass, im Centre Dürrenmatt Neuchâtel oblag ihm die Erschliessung des bildnerischen Werks. Peter Rüedi konnte sich für seinen biografischen Grossessay «Dürrenmatt oder Die Ahnung vom Ganzen» (2011) auf lange Gespräche mit dem Schriftsteller stützen.

Weber dagegen greift weitgehend zurück auf Zeugnisse und Dokumente; trotzdem erzählt er lebendig und anschaulich, bisweilen durchaus auch kritisch.

Dürrenmatt heiratete mit 25 die Schauspielerinnen Lotti Geissler und fasste gleichzeitig den Entschluss, das Philosophiestudium aufzugeben und Schriftsteller zu werden. «Glück und Not der mageren Jahre» überschreibt Weber das Kapitel über die ersten gemeinsamen Jahre des jungen Paares, dem ein Sohn und zwei Töchter geboren wurden. Die Familie zog ins Haus der Schwiegermutter in Schernelz am Bielersee. 1952 konnte Dürrenmatt mit geliehenem Geld das Haus in Neuenburg kaufen, in dem er bis zu seinem Tod lebte.

Der junge Autor machte zwar mit dem Wiedertäufer-Drama «Es steht geschrieben» auf sich aufmerksam – der zehn Jahre ältere Max Frisch war begeistert –, aber leben konnte die Familie davon nicht. Dürrenmatt schrieb Texte für das Cabaret Cornichon, Theaterkritiken für die *Weltwoche*, Hörspiele, die Kriminalromane «Der Richter und sein Henker» und «Der Verdacht»; er bekam auch Unterstützung von Freunden und aus einer Spendenaktion, die der *Beobachter* für ihn organisierte.

Immer an seiner Seite Lotti, die ihre schauspielerischen Ambitionen für ihn aufgab. Dürrenmatt hing sehr an ihr und seiner Familie (obwohl er kein zugänglicher Vater war), er brauchte Lotti als Beraterin und Gesprächspartnerin. Aber die Beziehung wurde überschattet durch Lottis Depressionen, ihre Alkohol- und Tablettensucht, Klinikaufenthalte und Selbstmordversuche. Die hier erstmals zugänglich gemachten Liebes- und Krisenbriefe Dürrenmatts an Lotti sind berührend, gerade weil sich in ihnen nicht die Sprachmacht des Dichters zeigt; vielmehr sind sie tastende, manchmal verzweifelnde Versuche, die Liebe zu beschwören, die das Paar bei allen Widrigkeiten verband.

Dürrenmatt war ein rastloser Autor, permanent mit verschiedenen Projekten gleichzeitig beschäftigt, von denen viele Fragmente blieben. Sein weitgespanntes Interesse galt der Antike



«Der Mensch ist ein Tier, das denkt»:

ebenso wie der Astronomie, der Quantenphysik wie dem Existenzialismus. Seine grossen Themen – Schuld, Gerechtigkeit, Gnade – trieben ihn um, dauernd nahm er sich seine Texte wieder vor. «Meine Arbeit ist ein mühsames Wälzen und Verdichten des Stoffes, ein ständiges Ändern und Korrigieren», schrieb er einmal.

Ruhm und Reichtum verdankte Dürrenmatt zwei Theaterstücken: «Der Besuch der alten Dame» (1956) und «Die Physiker» (1962). Weber zählt die Statussymbole auf, die Dürrenmatts Aufstieg zum «barocken Dichterstürzen» begleiteten: die Pelzmäntel, die immer teureren Autos, der grandiose Weinkeller, der Ausbau seines Hauses zu einem Anwesen. Dürrenmatt war grosszügig auch gegenüber anderen und gab gern aus, was ihm die Tantiemen seiner weltweit gespielten Erfolgsstücke einbrachten.

Endlos-Projekt «Stoffe»

Anders als der weltgewandte Max Frisch blieb der wuchtige Dürrenmatt ein Einzelgänger, der wenige enge Freunde hatte, wie den Wirt und Kunstsammler Hans Liechti, mit dem er in dessen Restaurant in Neuenburg nächtelang zechte, oder den Physiker Marc Eichelberg, mit dem er noch in der Nacht seines Todes Fragen der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie diskutierte. Politisch setzte er eher auf Provokation «gegen links und gegen rechts, gegen



Schriftsteller Dürrenmatt mit Kakadu Lulu.

vorne und gegen hinten, gegen oben und gegen unten» als auf Engagement (ausser bei seinem entschiedenen Eintreten für Israel).

Dürrenmatts Karriere als Dramatiker war kurz. Mitte der 1960er Jahre ging die Ära zu Ende, in der das Schauspielhaus Zürich mit den Stücken von Dürrenmatt und Frisch Theatergeschichte schrieb. Der Neuanfang in Basel endete 1969 mit einem Eklat, seine neuen Stücke waren keine Erfolge mehr. Mehr und mehr wandte sich Dürrenmatt seiner imaginären inneren Bühne zu, machte «seine eigene

Charlotte Kerr, seine zweite Frau, unterband seine Neigung zu Trinkgelagen unter Freunden.

Existenz, sein Denken, seine Phantasie» zum Gegenstand seines Schreibens. Die «Stoffe» wurden zu seinem Endlos-Projekt: «Ich bin kein Schriftsteller. Ich bin ein Schlachtfeld.»

1983, im selben Jahr, in dem Lotti mit 64 starb, verliebte sich Dürrenmatt Hals über Kopf in die Schauspielerin und Filmern Charlotte Kerr. Sie wurde seine vielgeschmähte zweite Frau – seine Freunde warfen ihr vor, Dürrenmatt von ihnen entfremdet zu haben. Die selbstbewusste, umtriebige Deutsche nötigte ihn manchmal mehrmals täglich, seine Hem-

den zu wechseln, drängte ihn zu gesellschaftlichen Anlässen und Reisen, unterband seine «Neigung zu Trinkgelagen unter Freunden». Weber ergreift nicht Partei und hält Kerr zugute, dass dank ihr Dürrenmatt aus seiner Resignation noch einmal zu literarischer Schaffenskraft fand und etwa das lange liegengebliebene Fragment des «Justiz»-Romans beendete.

Dürrenmatt ahnte, dass ihm kein langes Leben beschieden sein würde. Er hatte Diabetes, seit er dreissig war, mehrere Herzinfarkte und Angina Pectoris. 1989, zwei Jahre vor seinem Tod, schenkte er seinen Nachlass der Eidgenossenschaft, die sich dafür zur Gründung des Schweizerischen Literaturarchivs verpflichtete.

Was von Dürrenmatt, dessen Leben und Werk diese Biografie sehr lesbar dokumentiert, bleiben wird? Wie viele Kenner betont Weber die überragende Bedeutung der monumentalen «Stoffe», die er für eine neue, fünfbändige Ausgabe editiert hat. Aber Dürrenmatts berühmte Werke, seine bis heute gelesenen und gespielten Bestseller, werden nicht so bald aus den Bücherregalen verschwinden. Auch für sie gilt, was Marcel Reich-Ranicki einmal schön auf den Punkt brachte: «In Dürrenmatts Werken steckt etwas Raubtierhaftes, eine drohende und gefährliche Kraft.» Diese Kraft werden sie in den nächsten hundert Jahren nicht verlieren.

Grausame Herrscher

Arndt Brendecke

Dan Jones: Spiel der Könige. Das Haus Plantagenet und der lange Kampf um Englands Thron. Aus dem Englischen von Heike Schlatterer. C. H. Beck. 686 S., Fr. 45.90

«Der Prinz war betrunken» – und wenige Stunden später tot. Der Enkel Wilhelms des Eroberers ertrank 1120, zusammen mit fast zweihundert Adligen, bei dem Versuch, von der Normandie nach England überzusetzen. Die sich anschliessende Thronfolgekrisis steht am Anfang von Dan Jones' Buch über die Plantagenets. Gottfried von Anjou begründete ein neues Herrscherhaus, das von 1154 bis 1399 die Geschicke des Angevinischen Reiches leitete, welches England mit dem Westen des heutigen Frankreich verband. Der Name der Dynastie leitet sich vom Ginster ab (lateinisch: *planta genista*), dessen gelbblühenden Zweig Gottfried von Anjou, der Sohn Heinrichs II., gerne im Haar getragen haben soll.

Schon die Eingangsszene des tragischen Schiffbruchs gibt den Stil vor, in dem Jones die wechsellvollen Geschicke dieser Dynastie erzählt. Er setzt auf Nahaufnahmen und spitzt das Drama gerne zu. Stoff dazu bietet das englische Mittelalter in grosser Fülle. Man denke an Thomas Becket's Aufstieg vom Lordkanzler zum Erzbischof und an dessen brutales Ende am Altar der Kathedrale von Canterbury. Becket wurde dort von königstreuen Rittern erschlagen – und Jones liefert die Details.

Man liest von Richard Löwenherz' Rückkehr nach England, der Versöhnung mit seinem Bruder Johann Ohneland, von Richards frühem Tod und Johanns glücklosen Jahren als König: Er verlor 1204 fast alle französischen Länder. Jetzt war das Reich der Plantagenets ein englisches geworden, was dort allerdings Opposition hervorrief. 1215 war die Königsherrschaft so geschwächt, dass man Johann die Magna Carta abringen konnte.

Die Plantagenets galten schon den zeitgenössischen Chronisten als besonders grausam. Eduard I. war angeblich in der Lage, Menschen buchstäblich zu Tode zu erschrecken. Politisch war er überaus erfolgreich darin, Englands Herrschaftsanspruch über ganz Britannien auszuweiten. Es ist die Zeit, in der man auf die Sage von König Artus zurückgriff, der die Britischen Inseln geeint haben soll. Nun wurde Wales erobert und auch Schottland, dessen Widerstand Eduard nicht mehr brechen konnte. 1307 starb er krank und geschwächt inmitten eines Heeres, das abermals auf dem Weg nach Schottland war.

Es folgt ein Zeitalter militärischen Ruhmes. Eduard III., der wohl bedeutendste Plantagenet, fügte seinen Feinden, darunter Schottland

und Spanien, vor allem aber Frankreich, schwere Niederlagen zu. So etwa in den Schlachten von Crécy (1346) und Poitiers (1356), in denen die Franzosen zahlenmäßig weit überwogen, aber dennoch unterlagen. Englands Taktik und seine Langbogenschützen setzten das militärische Mass der Zeit. Nun wurde der nationale Mythos festgezurr: Artus-Sage, Orden des heiligen Georg in England (Hosenbandorden). Die Adligen begannen sich als englisch zu empfinden. Auch die Sprache änderte sich, am Hof wurde nun mehr Englisch als Französisch gesprochen, im Parlament und vor Gericht wurde dies verpflichtend eingeführt. Windsor Castle wurde von einer Burg zu einem Schloss umgebaut, und die englische Literatur erlebte erste Höhepunkte.

Fesselnd erzählt

Doch als Geoffrey Chaucer englisch zu dichten begann, hatte sich das Schicksal gewendet. Richard II. war als Zehnjähriger gekrönt worden. Seine Regierung endete in Tyrannei. Er quälte den Adel mit Säuberungswellen, das Volk mit Zwangsanleihen. Das Parlament liess er zusammentreten, aber nicht ohne es durch dreihundert Spalier stehende Bogenschützen zu leiten. Richard starb als Gefangener des ersten Lancaster-Königs Heinrich IV. den Hungertod im Verlies von Pontefract Castle. Ein bezeichnendes Ende des Buches und der Dynastie.

Das Buch ist fesselnd geschrieben. Jones weiss, was er an Drama bieten muss. Dabei gerät er gelegentlich in den Sog eines überzeichneten Mittelalterbildes. Das Rad der Fortuna steht darin niemals still, und mit Emotionen wird nicht gespart. Jones paraphrasiert dann innere Monologe so, als wüssten wir, was die Protagonisten dachten und fühlten. Aber Jones ist auch ein hervorragendes Auge für entscheidende Details und entlarvende Quellenzitate zugutezuhalten. Ebenso, dass er nie auf blosse Unterhaltung setzt, sondern jede Gelegenheit nutzt, um historisch zu informieren.

Er erklärt dann etwa, wie Herrschaft eigentlich funktionierte, nämlich nicht mit Schwert, Heirat und Intrige, sondern als ein fragiles System der Gefolgschaft, in dem die Könige permanent mit den Erwartungen ihrer adligen Vasallen konfrontiert waren, oder als Verfahren gewaltsamer Steuerabschöpfung. Auch ist es kein Buch über Kriege, trotz all der Feldzüge, Belagerungen und Plünderungen. Solche Schilderungen sind knapp gehalten und darauf angelegt, verständlich zu machen, wie Gewalt die Umverteilung von Titeln und Ländereien in Gang hielt, über die sich politische Loyalität und höfische Pracht finanzieren liessen.

Jones setzt Massstäbe publikumsnaher Erzählung und bedient sich einer Art filmischen Auges, welches zwischen Nahaufnahmen der Protagonisten und Panoramabildern der Zeit wechselt. Das entspannt, denn so wird das höfische Ränkespiel durch die epischen Schilderungen einer vergangenen Zeit unterbrochen.



Quälte Adel und Volk: Tyrann Richard II. (1367–1400).

Sie führen die ständigen Reisen vor Augen, die körperliche Erschöpfung, die Krankheiten, Hitze und Kälte. Jones' Buch ist nicht zuletzt vor dem Hintergrund des Brexits und des neuen britischen Nationalismus interessant. Denn es bedient das Verlangen nach identitätsstiftender Vergangenheit und unterläuft es zugleich. Wer «The Kings Who Made England» liest – so der Untertitel der Originalausgabe –, kann eben auch zusehen, wie ein Reich verschwand, das sich Kategorien wie England oder Frankreich gar nicht fügte.

Arndt Brendecke ist Professor für Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Aufgaben und Wege

Anton Beck

Hans Fallada: Meine lieben jungen Freunde. Briefe an die Kinder. Aufbau. 144 S., Fr. 24.90

Aus der Zeit gefallen und doch nahbar erscheint einem die Briefkorrespondenz zwischen Rudolf Ditzen alias Hans Fallada und seiner Tochter Lore, die er «aus längst vergangenen Gründen» «Mücke» nannte. Gut anderthalb Jahre verbrachte die Tochter im brandenburgischen Hermannswerder als

Internatsschülerin, während Fallada in einem ruhigen Dorf in Mecklenburg weilte – einem Ort, der ihn von den Versuchungen der Stadt abhielt und ihm Zeit und Raum fürs Schreiben gab und sich auch in den erwähnten Briefen bemerkbar macht: «Noch einen bösen Klauer haben wir seit gestern: den Herrn Dachs.» In jener aus heutiger Sicht antiquarischen, durchaus aber auch literarisch anmutenden Sprache schreibt Fallada seiner Tochter wöchentlich und mahnt wie ein Lehrer, wenn «Mückes» Antwort sich verspätet oder aber voller Rechtschreibfehler ist.

Neben dem Alltag, den Hans Fallada in seinen Briefen schildert, etwa den Reisen nach Berlin oder Frankreich, neben den Scharlachinfektionen und der Eins im zu jener Zeit offenbar tatsächlich existierenden Fach «Führung und Haltung», von der ihm «Mücke» berichtet, enthält die vom Aufbau-Verlag veröffentlichte Edition auch einen Vortrag für einen literarischen Verein seines Sohnes Uli, den Fallada 1946 hielt. Darin schildert Fallada seinen Werdegang, der von der landwirtschaft-

Wöchentlich schreibt Fallada seiner Tochter und mahnt wie ein Lehrer, wenn ihre Antwort sich verspätet.

lichen Lehre hin zum Schriftsteller führte. «Ich hatte keinen Lehrer, ich musste mein eigener Lehrer sein, und ich musste es eben versuchen, gehe es nun gut oder schlecht», schreibt er darüber.

Es ging gut, denn Falladas erster, von ihm als solcher anerkannter Roman «Bauern, Bonzen und Bomben» brachte ihm Aufmerksamkeit, und mit dem zweiten Roman «Kleiner Mann – was nun?» gelang auch die Abkehr von den prekären finanziellen Verhältnissen – mit allen Tücken, die damit einhergingen: «Mit wenig Geld gut auskommen, das ist gar keine Kunst, aber mit viel Geld sich einrichten, dass man all seinen Verpflichtungen gerecht wird, das können die wenigsten.»

Denn bei allen Sonnenseiten beleuchtet die neue Textsammlung des Aufbau-Verlages auch Falladas Schattenseiten, allen voran seine dem Alkohol geschuldeten Kontrollverluste. Wirklich lesenswert machen dieses Buch aber die kleinen Neuentdeckungen bei dieser historischen Figur Fallada; etwa die Schilderung eines Sommerausflugs an den Badeort Westerland mit seiner Frau oder die Verbundenheit zum Rowohlt-Verlag.

Und zu guter Letzt Falladas gebündelte Lebensweisheiten: «Es gibt so viele Aufgaben, und es gibt so viele Wege zu ihnen. Nur eben das muss man versuchen zu erreichen, dass man nicht irgendetwas tut, bloss um etwas zu tun, sondern dass man etwas tut, das einen freut – und damit auch die anderen.»

Der dekretierte Tod oder das finale Mahl

Kurt Steinmann

Älian: Bunte Geschichten.

Aus dem Griechischen von Hadwig Helms. Reclam Leipzig 1990. 276 S.

Während der Corona-Pandemie wird von Ethikern und Medizinalbehörden die Frage gestellt, welche Kriterien bei mangelnder Pflegekapazität entscheidend sein sollen, welches Leben erhalten werden soll, welches nicht. Wie eine Gemeinschaft in der Antike Demenz als Signum zur Beendigung des Lebens dekretierte und welches Verfahren dabei angewendet wurde, überliefert uns der folgende Text.

Bei den Bewohnern von Keos gibt es ein Gesetz: Sind bei ihnen die Menschen sehr alt geworden und erkennen, dass sie dem Vaterland keine Dienste mehr erweisen können, da ihr Verstand mit dem Alter schon ein wenig töricht geworden ist, dann laden sie einander wie zu einem Gastmahl oder einem festlichen Opfer ein, kommen zusammen, bekränzen sich und trinken den Schierlingsbecher.

Dieser beim griechisch schreibenden römischen Autor Claudius Aelianus (ca. 170–240 n. Chr.) überlieferte Text (3, 37) weckt viele Fragen:

Wer hat das Gesetz erlassen? War es ein demokratischer Beschluss aller? Oder nur der Nichtalten? Oder nur der Alten? Auch der Frauen? Der Grad der Blötheit, der den Suizid gesetzlich gebietet, hängt von der Aktionsfähigkeit für die Gemeinschaft ab. Was geschieht aber, wenn ein Mensch sein diesbezügliches Defizit erkennt, bevor er «sehr alt» geworden ist? Immerhin darf er nicht so blöd geworden sein, dass er nicht erkennt, dass er blöd geworden ist. Die Gesellschaft schützt sich mit diesem Gesetz davor, hochgradig Verblödete beherbergen zu müssen. Woran jedoch erkennt einer, dass er dem Vaterland «keine Dienste mehr erweisen» kann? Entwickelt sich diese Erkenntnis allmählich, oder schlägt sie jäh wie ein Blitz ein? Macht jemand die Alten freundlich oder schroff dar-

auf aufmerksam? Ist dieser «Jemand» von den Behörden offiziell bestellt? Wie definieren sich die «Vaterlandsdienste» der Frau?

War eine Mindestzahl von Suizidwilligen festgelegt, damit eine solche Suizidfeier stattfinden konnte? Wie oft fand ein solcher Schlussakt statt? Luden sich die Kandidaten selber zur finalen Feier ein? Durch einen privaten Besuch? Oder schriftlich? Konnte die Einladung abgelehnt werden? Hatte dies private oder öffentliche Folgen? Galt dann der nächste Termin?

Wie verlief das Suizidfest? Bestimmt wurde üppig gespeist und reichlich getrunken, soweit die körperliche Verfassung es zuließ. Wie war die Stimmung? Ausgelassen, euphorisch, traurig, gedämpft, besinnlich oder sachlich, geschäftsmässig rituell? Wenn euphorisch, durch halluzinogene Stoffe bewirkt oder verstärkt, durch ekstatische Musik gesteigert? Worüber sprachen die Anwesenden? Oder schwiegen sie? Wurden Reden gehalten? Eher rückwärtsgewandte oder das Jenseits ausmalende? Oder wurde das Leben nach dem Tod tabuisiert? Wurde zur Tapferkeit aufgerufen, zum letzten ehren Dienst am Vaterland, oder zum letzten Genuss angefeuert?

Nahmen auch Angehörige, Freunde oder gar Aussenstehende am Todesfest teil? Auch die Kandidaten für das nächste Mal? Wie verhielt sich der überlebende Gatte, die überlebende Gattin? Gingen Ehepaare gemeinsam in den Tod, auch wenn der Partner/die Partnerin noch intakten Geistes war? Unterstützten die Kinder den Sterbeakt, rieten sie dazu oder suchten, im Gegenteil, ihre Mutter, ihren Vater mit allen Mitteln zurückzuhalten? Waren beim Zureden immer lautere Absichten im Spiel?

Wo fand dieses letzte Treffen statt? Bei einer Privatperson, die nicht in den Tod ging, oder bei einem Sterbewilligen? Oder in einem öffentlichen Gebäude? Und war dieses Gebäude nur zu diesem einen Zweck bestimmt? Wer übernahm die Kosten? Wer setzte den Todestrunk als Erster an die Lippen? Oder tranken ihn alle auf einmal auf ein gegebenes Zeichen? Etwa einen Tusch? Oder erklang eine Leitmelodie? Wurde gebetet? Gab es solche, die im letzten Augenblick zurückschreckten? Wurden diese dann zum Leeren des Bechers gezwungen? Durch wen? Etwa einen Priester oder Beamten? Redeten diese ihnen zu, sanft oder energisch? Wurde bei zu langsamem Sterben ein zweiter Trunk nachgereicht? Stellte jemand offiziell den Tod fest? Wer «entsorgte» die Toten? Erhielten sie ein Gemeinschaftsgrab, eventuell mit Namensnennung und rühmender Aufschrift?

Zu so vielen und noch mehr Fragen fordert Aelianus' Text uns heraus. Erkennt man, dass sein Bericht einen grossartigen, verrückten Komödienstoff birgt, der stets haarscharf die Tragödie streift? Einen Stoff, der eines Dürrenmatt würdig gewesen wäre und heute einen Thomas Hürlimann verlocken könnte.



Und immer wieder lockt und ruft die Herde

Rainer Hank

Cass R. Sunstein: Das Lemming-Prinzip. Warum unser Hang zu Konformität Extremismus fördert, kritisches Denken unterdrückt und unsere Freiheit bedroht. Finanzbuch. 200 S., Fr. 31.90

Vor ein paar Jahren wurde eine Reihe von Bürgern aus zwei verschiedenen amerikanischen Städten in kleine Gruppen zusammengefasst. Sie sollten sich mit drei umstrittenen Fragen auseinandersetzen: Klimawandel, positive Diskriminierung und gleichgeschlechtliche Partnerschaft. Bei den Städten handelte es sich um Boulder – bekannt für seine linkslastigen Wähler – und Colorado Springs, wo mehrheitlich konservativ gewählt wird. Die Bürger wurden zunächst aufgefordert, ihre Ansichten jeder für sich anonym aufzuschreiben. Anschliessend wurde darüber in der Gruppe beratschlagt. Zum Schluss sollte dann jeder Teilnehmer für sich anonym festhalten, was er nach der Beratung über die Themen dachte.

Das Ergebnis: Durch das Gruppengespräch bewegten sich die Bürger von Boulder nach links. Die Leute aus Colorado Springs hingegen äusserten sich deutlich konservativer. Auf beiden Seiten rückte man mehr ins Extrem. Vor der Beratung gab es zwischen den Befragten der beiden Städte noch eine ganze Menge Übereinstimmungen, nachher war man sich fremder geworden.

Das Experiment ist der Ausgangspunkt des Buchs des Rechtswissenschaftlers und Verhaltensforschers Cass R. Sunstein. Es enthält die These in nuce: Der Mensch ist nicht gern anderer Meinung. Er passt sich an, selbst wenn es keine neuen Fakten gibt, die eine Änderung seiner Meinung nachvollziehbar machen würden. Die Gruppe harmonisiert nach innen, polarisiert nach aussen und radikalisiert ihre Mitglieder – in welche politische Richtung auch immer.

Woran das liegt? Menschen hungern nach Bestätigung, schreibt Sunstein. Wenn zwei einander recht geben, fühlen sich beide sicherer. Schliesst sich ein Dritter an, wird es noch besser. Man nennt das eine Bestätigungskaskade. Jetzt können wir gemeinsam auf den Putz hauen – die Älteren unter uns Männern kennen diesen Mechanismus vom Stammtisch. Am Ende kann es passieren, dass einige die Gruppe verlassen, weil ihnen die Radikalisierung der anderen zu weit geht. Die Gruppe wird dadurch zwar kleiner, aber noch radikaler, weil nur die Allerloyalsten bis zum Schluss bleiben, die sich untereinander bis ins Extrem anfeuern. «Herdentrieb, Gruppendruck, rigide Loyalitätserwartungen sind in allen Ländern und Gesellschaften gleich», schlussfolgert Sunstein.



Der Trieb zum Kollektiv ist in allen Gesellschaften gleich.

Sunsteins Konformitätsschrift ist hoch aktuell, gerade weil die überbordende Fülle seines Labormaterials nicht neu ist. Pioniertat ist ein Experiment aus den fünfziger Jahren, das den amerikanischen Gestaltpsychologen Solomon Asch berühmt gemacht hat. Auf einer Karte wurde einer Gruppe eine geometrische Linie präsentiert. Neben dieser Referenzlinie wurden drei weitere Linien gezeigt, wobei es die Aufgabe der Versuchspersonen war, einzuschätzen,

Der Mensch ist ein soziales Wesen, heisst es. Das ist nicht nur seine Stärke, sondern auch eine Schwäche.

welche dieser drei Vergleichslinien gleich lang wie die Referenzlinie war. Das zu erkennen, war nicht schwer, 95 Prozent der Gruppenmitglieder lagen richtig. Im nächsten Schritt setzte Asch nun Probanden in eine Gruppe, in der die anderen Gruppenmitglieder absichtlich eine falsche Linie nannten. Was geschah? Die Probanden liessen sich beirren, lediglich ein Viertel blieb trotz der Gegenstimmen bei der richtigen Antwort. Wenn alle anderen etwas Falsches behaupten, lassen sich selbst die schlauesten Menschen ein X für ein U vormachen. Dann glauben sie, was die anderen glauben, auch

wenn es definitiv falsch ist. Das ist wirklich verstörend.

Wenn viele sich fragen, wie es zu sogenannten Filterblasen in den heutigen «Stämmen» samt ihren irrationalen Verschwörungstheorien kommt – von den Internetplattformen bis zu den hermetischen Zirkeln linker Eliten –, dann liegt hier die Antwort: Wir unterwerfen uns wider besseres Wissen den falschen Überzeugungen der Mehrheit der Gruppe. Herdenverhalten führt dazu, dass Menschen ihr privates Wissen, Empfinden, Vermuten, Zweifeln zurückstellen und sich stattdessen dem öffentlich geäusserten Urteil der anderen Gruppenmitglieder anschliessen.

Konformitätsdruck begründet Freundschaft nach innen und Feindschaft nach aussen: Wer nicht für uns ist, wird ignoriert. Man nennt das heute *cancel culture*. Sie lässt sich mit allen moralischen Kräften der Welt nicht zum Verschwinden bringen. Mehrdeutigkeit und Differenzierung haben es in dieser Welt schwer. Exklusion ist die Kehrseite der Inklusion. In seiner Schrift «Der Begriff des Politischen» von 1932 nennt der Berliner Staatsrechtler Carl Schmitt die Unterscheidung von Freund und Feind die Letztunterscheidung des Politischen, eine Universalie, die man ihrerseits nicht aus anderen Kategorien ableiten oder auf jene rück-

beziehen kann: weder moralisch (dort gilt «gut/böse») noch ästhetisch (dort gilt «schön/hässlich») erklärbar.

Der Mensch ist ein soziales Wesen, heisst es. Das ist nicht nur seine Stärke, sondern auch eine Schwäche. Illoyalität hat es schwer, sie wird den Makel des Unsozialen, des Verrats nicht los.

Sunsteins Buch ist stark in der empirischen Beschreibung menschlichen Konformitätsverhaltens. Es ist schwächer in der philosophischen und psychologischen Analyse dieses Verhaltens. Der Ausweg, den der Autor anbietet, ist problematisch: Sunstein ist seit seinem mit Richard Thaler verfassten Bestseller «Nudge» ein Anhänger des sanften Staatspaternalismus, mit welchem menschliches Verhalten umgepolt werden soll. Es gelte, Institutionen der Diversität rechtlich zu fördern, schreibt Sunstein, um den Konformitätsdruck zu brechen. Aber hat nicht gerade die Identitätspolitische Quotenmanie der vergangenen Jahre die Angst eher vergrössert, seine eigene Meinung offen zu sagen?

Lobpreis auf den Schweizerpsalm

Pirmin Meier

Hubert Spörri: Klosterfest 2027 – Randgeschichten zum Schweizerpsalm. Swiboo. 728 S., Fr. 52.– (zu beziehen über hubertspoerri@hotmail.com)

Zu den kulturell unterschätzten Kantonen der Schweiz gehört der Aargau, dessen Hauptort zur Zeit der Helvetik (1798) «Hauptstadt» der Schweiz war, was die Bundesstadt Bern, streng genommen, nicht ist. Regelmässig zu kurz kommt das ehemalige Klosterdorf Wettingen, obwohl mit 21 000 Einwohnern eigentlich die grösste «Stadt» (ohne historisches Stadtrecht) im Mittellandkanton Aargau. Um 1970 sah ein Planungsentwurf für Wettingen einen «Endausbau» für 80 000 Einwohner vor.

1146 soll hier der Kreuzzugsprediger Bernhard von Clairvaux vorbeigeritten sein. Der Legende nach liess 1227 Ritter Heinrich von Rapperswil sein Pferd via Tierorakel entscheiden, wo das als Dank für die Errettung aus einem Seesturm versprochene Zisterzienserkloster gebaut werden sollte. Das Tier hielt auf einem Plateau oberhalb der Limmat an, dem Standort des kulturhistorischen Denkmals, heute der Kantonsschule Wettingen. Dabei war sowohl in Wettingen wie im Kloster Muri um 1835 ein Ausbau zum Gymnasium vorgesehen; im Zeichen des Staatsmonopols wurden die Schulen aber geschlossen.

Zu den produktiven Nebenwirkungen des Kulturkampfes gehörte die überraschende

Zusammenarbeit des genialischen Wettin-ger Mönchs P. Alberich Zwysig (1808–1854) mit dem Zürcher Liberalen Leonhard Widmer (1808–1868), dem Texter des Schweizerpsalms. Es handelt sich um unsere «ewig» provisorische Nationalhymne, geschrieben aus dem Geist von Heinrich Zschokkes «Stunden der Andacht». Eine Hymne jenseits von Blutrünstigkeit wie die Marseillaise; nicht mit Gebietsansprüchen garniert wie das ungekürzte Deutschlandlied oder die russische Hymne. Melodiös nicht ganz so klangvoll wie Fratelli d'Italia, die Hymne unserer südlichen Nachbarn. Kein Wunder, war die Melodie doch zuerst unter dem Titel «Diligam te domine» (eine Liebeserklärung an den Herrn Jesus Christus) für eine Primiz (Erstlings-Messopfer) in Wettingens Dorfkirche St. Sebastian komponiert worden. 1841 wurde sie an den Text von Widmer angepasst.

Dass der Komponist dieses ausdrucksstarken, jedem Nationalismus fernstehenden Heimatliedes seinerzeit bei zehn Grad unter null aus seiner Heimat vertrieben wurde, ist allein schon ein Argument für die Beibehaltung der Hymne; diese ersetzte auf Initiative von Kulturminister Philipp Etter ab 1960 das nach der britischen Hymne gesungene Schlachtlied «Rufst du mein Vaterland». Im reich illustrierten 700-seitigen Buch des Musikers Hubert Spörri kommen diese Zusammenhänge plastisch und spannend zur Darstellung. Zwar stärker romanhaft als streng historisch; auch neigt der Verfasser als Zwysig-Fan etwas zu parteiischer Historie. Im Nachwort zur 2. Auflage wird aber noch die Perspektive der Gegenseite dargestellt.

Das Verdienst von Hubert Spörri ist über die musikgeschichtliche Darstellung hinaus die wenig bekannte Parallelgeschichte Wettingen–Uri, die in den Geschichtsbüchern unterschlagen wurde. Die Zwysig waren nämlich ehemalige Leibeigene des Klosters Wettingen, welches als Rechtsnachfolger der Grafen von Rapperswil in Bauen (Uri) bis Göschenen und Andermatt über bedeutende Grundherrschaften verfügte. Auch der letzte Abt des Klosters Muri, Adalbert Regli, war ein Bürger von Andermatt. Mit diesen Zusammenhängen schliesst das liebevoll gemachte, lesenswerte Buch an das Lebenswerk (nicht jedoch die Geschichtsbewertung) des bedeutenden Historikers und Marcel-Beck-Schülers Roger Sablonier an.



Die Bibel Gott mit uns

Siehe, die Jungfrau wird schwanger werden und einen Sohn gebären, und man wird ihm den Namen Immanuel geben (Matthäus 1,23).

– Der Evangelist Matthäus zitiert in der Weihnachtsgeschichte diese Worte des Propheten Jesaja und deutet sie auf Maria und Jesus hin. Der historische Hintergrund bei Jesaja ist die Absicht des Königs Ahas in Jerusalem, mit den Nachbarkönigen ein Bündnis gegen die Grossmacht Assur zu schliessen. Jesaja hält das Bündnis für eine Illusion, weil sie auch zu dritt keine Chance haben und weil Juda damit seinen Charakter als Volk Gottes aufgibt. Ahas soll stattdessen auf Gott vertrauen. Jesaja kündigt ihm als Zeichen die Geburt eines Kindes namens Immanuel an, das heisst «Gott mit uns».

Das tönt tröstlich. Die andere Seite ist, dass das Kind in seinen ersten Lebensjahren Dickmilch trinken und Honig essen wird. Das sind Lebensmittel der Nomaden. Assur wird also hereinbrechen und die stolzen Stadtbewohner zu Nomaden machen. Solches Unheil kann vorkommen. Aber im Unheil steckt der Keim zur Rettung: Gott ist mit uns. Der König soll sein Vertrauen auf diese Zusage setzen, nicht aber auf windige Komplizen und Allianzen.

Dass «Gott mit uns» sei, haben gelegentlich Kriegsgurgeln verkündet, um den Kampf gegen die Feinde zu legitimieren. Die prophetische Parole richtet sich jedoch nicht gegen andere und gegen aus-sen, sondern will von aussen – von oben – her innere Zuversicht verleihen. Der Ausblick aufs neue Jahr ist nicht durchwegs rosig. Gewiss lässt sich dies und jenes mit klugen Massnahmen optimieren. Verfehlt wären Schlawmeiereien, um Unannehmlichkeiten in die Zukunft abzuschieben. Trauen wir gescheiter darauf, dass auch unter erschwerten Umständen *Gott mit uns* geht. So wiegen allfällige Einbussen weniger schwer. Und so fällt die Nächstenliebe von Mensch zu Mensch leichter.

Peter Ruch

Dreyfus-Affäre unserer Zeit

Der Fall Assange ist der grösste Justizskandal der modernen Demokratie, der Sündenfall der westlichen Welt.

Milosz Matuschek

Justus-Studenten müssen bisweilen seltsame Musterfälle lösen. In Klausurfällen geht oft besonders viel schief, um mehr Stoff abprüfen zu können. Ein Raub mit anschließender Trunkenheitsfahrt oder eine besonders schadensträchtige Party sind keine Seltenheit. Auch der Fall Assange wird einmal Jus-Studenten beschäftigen, und einige werden sich fragen: Kann das eigentlich alles echt gewesen sein? Und spielte dieser Fall tatsächlich im sogenannten freien Westen und nicht doch eher in China, im Iran oder in Weissrussland?

Der Fall Assange, wie er sich seit Jahren darstellt, ist nach «Murphy's law» konstruiert: «Was schiefgehen kann, geht auch schief.» Seit 2012, als sich die Veröffentlichungen von Wikileaks zu den USA häuften, befindet sich Julian Assange in einem kafkaesken Albtraum. Er enthüllte Kriegsverbrechen der USA im Irak («Collateral Murder»), Kriegstagebücher aus Afghanistan, Berichte über Foltermethoden in Guantánamo, schliesslich noch diplomatische Depeschen und Informationen über geheimdienstliche Überwachungsprogramme. Genug also, um ihn, wie es Mitarbeiter der Schatten-CIA Stratfor in einem Mail-Wechsel einmal vorschlugen, «von Land zu Land zu jagen und mit Vorwürfen und Klagen zu überziehen».

Als wäre er ein Terrorist

Da waren Vergewaltigungsvorwürfe in Schweden, die nach neun Jahren mit der Einstellung des Verfahrens endeten; da waren konfiszierte Computer, das Asyl in der ecuadorianischen Botschaft in London, wo er später im Auftrag der CIA von einer spanischen Sicherheitsfirma rund um die Uhr überwacht wurde, selbst bei Gesprächen mit Ärzten und Anwälten. Und da ist seit über einem Jahr der Prozess um die Auslieferung in die USA, für den er im Londoner Hochsicherheitsgefängnis Belmarsh in Einzelhaft verwahrt wird, als wäre er ein Terrorist.

In diesem Prozess wurde nun am 4. Januar entschieden, dass Julian Assange nicht in die USA ausgeliefert werden dürfe, da er aufgrund der dort zu erwartenden Haftbedingungen und der zu erwartenden Strafe von 175 Jahren Ge-

fängnis mit verschärfter Unterbringung der Gefahr eines Suizids ausgesetzt wäre.

Richterin Baraitser, gegen die im Übrigen auch ein Befangenheitsantrag eingebracht wurde, da Wikileaks über das Geschäft ihres Mannes berichtet hatte, hat versucht, sich hier aus der Affäre zu ziehen. Sie hat ein im Ergebnis richtiges Urteil gefällt, allerdings mit unvollständigem Rechenweg. Denn bezüglich der eigentlichen Vorwürfe folgte sie weitgehend den Einlassungen der amerikanischen Staatsanwälte und nur bei den persönlichen Hinderungsgründen den Argumenten der Verteidigung.

«Psychologische Folter»

Letzteres war nur konsequent, hat Assange doch schon seit dem Asyl in der Botschaft die letzten sieben Jahre in höchst beengten Verhältnissen ohne Sonnenlicht gelebt. Zudem hatten Ärzte ihm im Frühjahr 2019 Symptome «psychologischer Folter» attestiert, wie der Uno-Sonderberichterstatter für Folter, Nils Melzer, nicht müde wurde zu betonen. Darüber wollte sich die Richterin dann doch nicht hinwegsetzen.

Der Skandal bekommt nun eine weitere Wendung, denn im Kern geht es doch um die Frage, wie es sein kann, dass ein Enthüllungsjournalist, der Assange neben seiner Rolle als

Julian Assange hatte mit Wikileaks eine Fabrik der Wahrheit gegründet.

Aktivist für Transparenz eben auch ist, im Gefängnis sitzt, wenn seine Kollegen von *Guardian*, *Spiegel* et cetera auf freiem Fuss sind. Im Fall Assange sitzt eben auch der Journalismus auf der Anklagebank. Und für den gab es ausdrücklich keinen Freispruch.

Assange ist in den USA unter anderem wegen Spionage angeklagt, basierend auf einem Gesetz von 1907, das bei richtiger Anwendung den investigativen Journalismus für strafbar erklären würde. Das Veröffentlichende gehei-



Kafkaesker Albtraum:

mer Informationen von öffentlichem Interesse stünde unter Strafandrohung. Die Interessen der Regierenden würden über dem Interesse der Öffentlichkeit rangieren. Und damit würde die Frage der Wahrheitsfindung weg von einem Prozess der Urteilsbildung hin zur Errichtung von offiziellen Wahrheiten verlagert werden.

Diese Gefahr beschrieb schon der Journalist Walter Lippmann vor hundert Jahren in seinem Buch «Liberty and the News»: «Es kann keine Freiheit für eine Gesellschaft geben, der die Information darüber fehlt, wie man Lügen aufdecken kann.» Julian Assange hatte mit Wikileaks eine Fabrik der Wahrheit gegründet. Frei nach dem Motto des früheren US-Richters am Supreme Court, Louis Brandeis: «Sonnenlicht ist das beste Desinfektionsmittel», veröffentlichte er anonym eingereichte Beweise über Verbrechen der Mächtigen.

Konstruktionsfehler der Demokratie

Es geht im Fall Assange um mehr – letztlich um die ganz grossen Fragen. Jede Demokratie ist nur so gut, wie der Kenntnisstand der Bevölkerung über die Wirklichkeit ist. Der Pro-



Enthüller Julian Assange.

grammierer Assange kennt den Effekt als *garbage in, garbage out*. Voltaire sagte, dass fast alles, was uns zu einer Überzeugung führt, auf Hörensagen beruht. Historische Wahrheit ist nur eine Wahrscheinlichkeit. Gab es einen Zeugen? Oder zehn? Oder 10 000? Dann steigt die Wahrscheinlichkeit, dass etwas stimmt. Aber zur Gewissheit wird die Wahrscheinlichkeit so noch lange nicht. Es gibt eine unüberwindbare Lücke zwischen Gewissheit und einem berichteten Ereignis. Hier liegt ein Konstruktionsfehler der Demokratie.

Wo waren die Gerichtsreportagen?

Wo keine Gewissheit über Fakten besteht, ist Demokratie eine Farce. Denn ihr Herzschlag ist die freie Meinung. Und wenn diese sich nicht auf gesicherte Erkenntnisse stützen kann, sondern sich aufgrund einer Mischung aus medial vorverarbeiteten Stereotypen, *gossip*, Verzerrung und Unterhaltung herausbilden soll, kann es kein ehrliches Resultat geben. Dann bleibt die Realität hässlich und der Schein wird schnell schön. Dass eine Demokratie nicht funktionieren kann, wenn derjenige, der die

hässliche Fratze der Realität zeigt, als Staatsfeind gilt, versteht sich dabei von selbst.

Kritikabel und eines westlichen Rechtsstaats unwürdig ist zudem das gesamte Auslieferungsverfahren. Dass es sich um einen politischen Prozess handelt, hatte neben Juristenvereinigungen zuletzt auch die Organisation «Reporter ohne Grenzen» festgestellt.

Assange hatte kaum die Möglichkeit, seine Verteidigung vorzubereiten, hatte nur sporadisch Zugang zu Dokumenten und seinen Anwälten, musste vor Prozessterminen Leibesvisitationen und Entkleidungen erdulden, hatte auch im Prozess selbst kaum die Möglichkeit, mit seinen Anwälten zu kommunizieren, und sass in einem Glaskasten. Im Gerichtssaal konnte die Öffentlichkeit aufgrund der schlechten akustischen Bedingungen kaum etwas mitbekommen. Viele Beobachter wurden zudem nicht zugelassen.

Hier wurde ganz offensichtlich der Grundsatz der Waffengleichheit im Prozess und damit der Anspruch auf ein faires Verfahren verletzt. Der Fall Assange ist ein Beispiel für *punishment by process*, eine Bestrafung durch den Prozess

selbst. Wie sagte Mao Zedong: «Bestrafe einen, erziehe Hunderte.»

Der Fall Assange ist ein Kristallisationspunkt für unser Verständnis von Demokratie, Rechtsstaat und Öffentlichkeit. Wo waren eigentlich die grossen Gerichtsreportagen über diesen Fall in den Medien, in den Zeitungen und Rundfunkstationen? Das Thema wurde entweder gar nicht oder aber stiefmütterlich behandelt.

Das ist höchst bemerkenswert, kann sich der Fall Assange doch mit dem Fall Dreyfus messen: Ende des 19. Jahrhunderts in Frankreichs Dritter Republik wurde ein jüdischer Offi-

Die Journalisten finden es skandalöser, wenn eine Schildkröte einen Plastiktrinkhalm verschluckt.

zier Opfer einer Verschwörung des Offizierskorps und eines Justizirrtums. Man hatte den Falschen wegen Spionage verurteilt. Die Rehabilitierung folgte erst viel später, massgeblich dank wachsamem Intellektuellen wie Emile Zola, der darüber sein berühmtes «J'accuse...!» veröffentlichte und so den öffentlichen Intellektuellen erfand.

«Gangsterhafte Verschwörung»

Von Letzteren sieht man im Fall Assange wenig. Nils Melzer spricht in diesem Fall von einer «gangsterhaften Verschwörung» von vier Staaten (Schweden, Grossbritannien, Ecuador und den USA) gegen einen Einzelnen. Eigentlich der Stoff, aus dem spannende Reportagen gemacht sind. Doch die Journalistenkollegen finden es offenbar skandalöser, wenn eine Meeresschildkröte einen Plastiktrinkhalm verschluckt. Das langsame Dahinsiechen eines Kollegen im Gefängnis ist keine grosse Story wert.

Doch der Fall wird so schnell nicht zu Ende sein. Die britischen Richter müssen sich allerdings entscheiden, ob sie es riskieren wollen, ihr Justizsystem vor den Augen der Öffentlichkeit weiter gegen die Wand fahren zu lassen. Die amerikanische Staatsanwaltschaft hat nun zwei Wochen Zeit, Rechtsmittel gegen das Urteil einzulegen. Der Prozess kann sich noch durch mehrere Instanzen bis hin zum Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte hinziehen.

Ein Ziel bleibt so für jene erreicht, denen Assange ein Dorn im Auge ist: In Zeiten zunehmender Machtkonzentration und Überwachung hat man den wichtigsten Enthüllungsjournalisten der Welt von seiner Arbeit abgehalten und durch scharfe Haftbedingungen mürbe gemacht. Der Fall Assange ist der grösste Justizskandal der modernen Demokratie, der Sündenfall der westlichen Welt.

Milosz Matuschek ist Jurist und Publizist. Er ist Herausgeber der Publikation *Freischwebende Intelligenz* (miloszmatuschek.substack.com).

Klassik

«Ich hoffe, ich komme ins Fegefeuer»

Manuel Brug

Riccardo Muti: Neujahrskonzert 2021 mit den Wiener Philharmonikern. CD erscheint am 15.1.

Riccardo Muti, 79, gehört inzwischen zu den grossen Erfahrenen unter den weltberühmten Dirigenten. Dabei macht er sich rar. Ravenna, Chicago, Wien, Salzburg, München, selten Berlin, das sind die Orte, an denen er heute regelmässig zu erleben ist. Seine Frau Cristina Mazzavillani-Muti gründete 1990 das Ravenna-Festival. 1993 dirigierte er das erste Mal das Wiener Neujahrskonzert, eben fand sein sechstes statt – pandemiebedingt vor leerem Saal.

Weltwoche: Sie werden im Juni Jahre 80 Jahre alt. Denken Sie über das Aufhören nach?

Riccardo Muti: Nein, so nenne ich es natürlich nicht, ich mache es, wie man auf Deutsch sagt: Ich ordne mein Haus. Ich habe 1969 in Florenz als Musikdirektor angefangen, dann kamen London, Philadelphia, La Scala, 2010 das Chicago Symphony Orchestra. Ich nahm das alles sehr ernst. Ich kümmere mich um meine Musiker, wenn es nötig ist, auch von der menschlichen Seite. Das war gerade in den vergangenen Monaten besonders notwendig. Chicago, wo man, wie überall in der US-Kultur von Sponsoren und Kartenverkäufen finanziert wird, zahlt 75 Prozent des Gehalts, obwohl dort seit Mitte März kein Orchester live erklingen ist. Ich habe meinen Vertrag zweimal verlängert, das letzte Mal bis 2022, damit sie genügend Zeit haben, einen Nachfolger zu finden. Dann ist dort Schluss, offiziell zumindest. Wir reden jetzt schon über die Zeit danach. Und natürlich haben die Musiker ein wenig Zukunftsangst. Chicago hatte nie einen Bambino-Dirigenten.

Weltwoche: Wie haben Sie die letzten Monate verbracht?

Riccardo Muti: Zu Hause und sehr isoliert in Ravenna. Ich gehöre natürlich zur Risikogruppe, aber ganz als Rentner habe ich mich doch noch nicht gefühlt. Es war aber auch eine gute Erfahrung, zu spüren, wie sehr mir das Live-Musizieren, das Entstehen von Tönen im Raum fehlt. Selbst nach so vielen Jahren auf dem Podium habe ich mich also noch nicht daran sattgehört.

Weltwoche: Was hat Ihnen am meisten gefehlt?

Riccardo Muti: Ich habe mich in den vergangenen Jahren sehr beschränkt, aber das Miteinander mit vertrauten Musikern, der Klang vor allem des Chicago Symphony Orchestra und der Wiener Philharmoniker, den



«Das sind meine Träume»: Dirigent Muti.

hätte ich schon gern erlebt. Ganz besonders auch der meines Orchestra Giovanile Luigi Cherubini, denn die Kids hatten jetzt alle nichts zu tun, und für die, wie für viele andere Musiker weltweit, ist die gegenwärtige Krise wirk-

«Ich muss diese italienische Operntradition weitergeben, sie darf nicht aussterben.»

lich existenzbedrohend. Auch meine Dirigierakademie in Tokio musste ja ausfallen. Ich will künftig noch mehr für den Nachwuchs machen, der ist schliesslich die Zukunft der Musik. Der Sommer, der dann doch stattfand, in Ra-

venna und Salzburg, auch die Herbst-Konzerte die möglich waren: das hat wieder gutgetan.

Weltwoche: Hört ein arbeitsloser Dirigent Platten?

Riccardo Muti: Nein, er studiert Partituren. Zumindest ein alter Dirigent. Ich muss freilich zu meiner Schande gestehen, dass ich mir nicht einen Stapel neuer Sachen vorgenommen habe, sondern die alten Kracher. Vor allem Beethoven, von dem kann ich gegenwärtig nicht genug bekommen. Ganz egal, ob die neunte oder siebte Sinfonie, ich habe wieder und wieder Neues entdeckt, Details, über die ich bisher einfach hinwegdirigiert habe. Und ein ganz besonderes, aber auch schroff gezacktes Juwel ist einfach die Missa solem-

nis, die ich nun im Sommer erstmals in Salzburg aufführen werde.

Weltwoche: Was ist daran so besonders?

Riccardo Muti: Ich glaube, es wird immer deutlicher, was für ein einzigartiges, visionäres Stück das ist. Beethoven wusste genau, was er da wollte. Er hat die Überforderung förmlich hineinkomponiert, hoffte, dass spätere Generationen sie realisieren können.

Weltwoche: Kann Musik trösten?

Riccardo Muti: Auf jeden Fall. Ich fand die Balkonkonzerte am Anfang der Corona-Krise sehr anrührend, mich hat sie allerdings auch traurig gemacht, weil ich zur Untätigkeit verdammt war. Als Dirigent macht man ja sowieso keine Musik, aber man ermöglicht sie. Das wurde mir jetzt wieder sehr deutlich.

Weltwoche: Ziehen Sie schon Bilanz?

Riccardo Muti: Wer tut das nicht, wenn die Achtzig in den Blickwinkel rückt? Auch Dirigenten haben kein ewiges Leben. Ich war ein Junge an der adriatischen Küste in Süditalien. Ich bin da weggegangen, nach Neapel und Mailand, und habe sehr ernsthaft Musik studiert, war aber auch an der Universität eingeschrieben. Dann habe ich meine Begabung in die Welt getragen. Ich habe immer gefühlt, dass die Musikwelt gar nicht so sehr meine Umgebung ist. Ich war immer ein Einzelgänger. Ich denke, nun ist die Zeit gekommen, mich auf meine Wurzeln zu besinnen. Ich wollte immer nach Ithaka zurückkehren, so wie Odysseus. Auch wenn meine Penelope Christina meistens mit mir war. Jetzt ist der Moment, an mich zu denken. Ich habe unterhalb von Castel del Monte, dem berühmten Schloss von Friedrich II., etwas Land gekauft, nichts Besonderes, eher ärmlich, mit Olivenbäumen und ein paar Trulli, die ich habe restaurieren lassen. Und jetzt möchte ich dort endlich auch mal die Ernte erleben. Das sind meine Träume, bevor ich in die Dunkelheit gehe. Ich hoffe, ich komme ins Fegefeuer, nicht ins Eis...

Weltwoche: Sie gehen also auch aus Respekt...

Riccardo Muti: Unbedingt. Ich liebe das Chicago Symphony. Gegenwärtig gibt es zwei Orchester, die für mich wirklich zählen: Chicago und die Wiener Philharmoniker, mit denen ich 2021 mein 50. Jubiläum als ihr Dirigent begehe. Und natürlich auch das Orchestra Filarmonica della Scala, aber das ist Vergangenheit, mit denen habe ich über 50 Opern erarbeitet und unzählige Konzerte. Sie waren wichtig.

Weltwoche: Gibt es in einer globalisierten Musikwelt noch so etwas wie einen spezifischen Orchesterklang?

Riccardo Muti: Ich gelte ja als stur, aber ich sage: Ja. Wenn man als Musiker sensibel bleibt, offen ist für Dirigenten, die so etwas anzubieten haben. Aber es gibt immer weniger von uns mit einer individuell gewachsenen Klangvorstellung. Ich habe so viel von der Persönlichkeit meines Lehrers Antonino Votto er-

fahren, der ja noch mit der Callas gearbeitet hat. Ein echter Maestro, ein Handwerker. Und ich muss diese italienische Operntradition weitergeben, sie darf nicht aussterben. Die Flamme soll weiterbrennen. Aber andererseits hasse ich es auch, wenn man immer nur die Vergangenheit preist. Das mochte ich schon bei meinem Grossvater nicht.

Weltwoche: Also vorausblicken?

Riccardo Muti: Unbedingt. Und man muss voneinander lernen. Genau deshalb habe ich mich immer bemüht, den europäischen Geist in meine amerikanischen Orchester zu pusten. Man wird sehen, was davon etwa in Chicago übrigbleibt. Und eine amerikanische Objektivität, etwa bei Strawinsky und Prokofjew, die tut auch den Europäern gut.

Weltwoche: Wie sehen Sie die Zukunft?

Riccardo Muti: Gegenwärtig mit einem gewissen Fragezeichen. Es sind so viele der grossen Dirigenten abgetreten. Die, die nachkommen, haben nicht mehr unsere medialen Möglichkeiten. Wie macht man sich heute einen Namen, wer füllt noch ein Haus? Tourneen sind wichtig, für die Reputation, für das Gemeinschaftsgefühl, für das Wachsen am Werk. Aber sie werden immer komplizierter, teurer.

Fernsehen Filmischer Mundartrock Benjamin Bögli

Wilder, Staffel 3 (Schweiz, 2021). Regie: Jan-Eric Mack. Mit Sarah Spale, Marcus Signer. SRF.

Eisig weht der Zeitgeist über die gefrorenen Felder von La Brévine und durch die nasskalten Strassen La Chaux-de-Fonds, wo die dritte «Wilder»-Staffel gedreht wurde. Es hat gerade Hochkonjunktur, systematische Missstände bei der Polizei zu vermuten. Und so geht es in «Wilder» 2021 um einen Serienmörder, der fehlbare Cops umbringt, und eine Journalistin, die mit den gefilmten Taten auf Youtube Stimmung gegen den Rechtsstaat macht.

Jurassisches «Silence of the Lambs»

Einmal abgesehen vom politisch gschmäckerlichen Inhalt, funktioniert das beliebte «Wilder»-Universum auch in den neusten Folgen prächtig: Es gibt haufenweise Charakterköpfe, tiefgreifende Familiendramen, schwächelnde Männer, toughe Frauen, grausame Morde, viel Melancholie, geniale Schauplätze und einen interessanten Fall zu sehen. Die unheile Dorfwelt, wo die Ehen brüchig sind und fremdgegangen wird, bis sich die Balken biegen, darf natürlich auch nicht fehlen. Waren Teil eins und zwei wie ein bit-



Ruppiger: Wilder (Spahle), Kägi (Signer).

teres «Lüthi und Blanc» im Kleid des Nordic noir, kann man bei der jüngsten Ausgabe von einem jurassischen «Silence of the Lambs» sprechen.

Die Serie «Wilder» lebt aber auch in der dritten Staffel vor allem von der eigenen Sprache, vom eigenen Sound, der zu ihrem Markenzeichen geworden ist. Es wird hier deutlich mehr geflucht als anderswo in Schweizer Krimis. Gassensprache klingt halt glaubwürdiger und spannender. Das *gopperdammi* ist bei «Wilder» so sicher wie das Amen in der Kirche. Es ist, als ob der Schleier der verbalen Sittlichkeit, der seit Gedenken das helvetische Fernsehspiel bedeckte, löchrig geworden ist. Der ruppigere Ansatz tut der Bildschirm-Schweiz gut. Es gibt ja auch keinen amerikanischen Krimi, der ohne das hartgesottene *fuck* auskommt.

Einfach Fluchworte ins Drehbuch zu schreiben, reicht natürlich nicht. Es braucht auch fähige Schauspieler. Hier ist es «Wilder» in den letzten beiden Jahren gelungen, neben dem Ermittlerduo Wilder (Sarah Spale) und Kägi (Marcus Signer) ein starkes Ensemble auf- und auszubauen. Vermutlich setzten die Content-Ingenieure vom Leutschenbach dabei bewusst auf Berndeutsch – auf den in der Schweizer Popkultur erfolgreichsten Dialekt, wie wir frühestens seit Mani Matter und Polo Hofer und spätestens seit Pedro Lenz und Gölä wissen. Die Serie klingt von Staffel zu Staffel immer berndeutscher.

«Wilder» ist wie Mundartrock: solide, süffig, manchmal heimelig, aber eben auch langfädiger, nicht so unbeschwert und spannungsgeladen wie die Vorbilder aus Grossbritannien oder Amerika. Die Schweizer schlagen ein gemächlicheres Tempo an. Zeitdruck besteht kaum. Das gnadenlos Tragische und das Zwischenmenschliche haben Vorrang. «Wilder» kommt deshalb nicht an die Intensität der besten ausländischen Thriller-Serien heran. So nimmt sich Rosa Wilder in der dritten Staffel mitten in einem eigentlich hochdramatischen Fall, bei dem jede Sekunde zählen sollte, einfach so Zeit, um am Feierabend ihren neuen Freund mit Kind einzuladen und als Patchwork-Familie Pizza zu essen. Das hätte sich Kommissarin Lund, die Urmutter der genialen Polizei-Serienheldinnen, nicht erlaubt.



Kurdische Amazone: Souheila Yacoub als Sarya Dogan.

Serie

Besserungsanstalt in der Wüste

Wolfram Knorr

Kampf um den Halbmond (Frankreich/Israel, 2020): Achtteilige Serie von Maria Feldman, Amit Cohen, Ron Leshem, Eitan Mansuri. Regie: Oded Ruskin. Mit Félix Moati, Mélanie Thierry, Souheila Yacoub, James Purefoy. Arte Mediathek

Zu viele Köche verderben den Brei. Die Mini-Serie «Kampf um den Halbmond» (Original: «No Man's Land») liefert den Beleg und demonstriert, wie das zurzeit beliebte Thema «Naher Osten» zum Heuchler-Spielplatz verkommen ist. Es geht um zwei Geschwister. Vielleicht aber auch um ein verdrehtes Märchen vom Hans im Glück: Wie Hans die Erfahrung macht, dass im Krieg sein Leben aufs Spiel zu setzen, viel weniger anstrengend ist, als in Paris ein gesichertes Leben zu führen. Auch das Märchen vom Fischer und seiner Frau wäre, verdreht, möglich: Nicht die Frau (wie im Märchen), sondern ein Mossad-Agent ist derjenige, der immer mehr und mehr will. In London, Kairo, Syrien, im Irak, in Rakka, Hochburg des IS, überall, wo es kriselt, keilt er Helfer, die für ihn die Kohlen aus den Feuern holen. Kann aber auch wieder ganz anders sein – ein Murks ist es in jedem Fall.

Der Reihe nach: In Paris hat der Bauingenieur Antoine (Félix Moati) die Firma des Vaters übernommen, die Co-Pilotin Loraine geheiratet, mit der er eine Familie gründen und auch ein Kind will, was nicht so einfach ist. Während der Insemination in der Klinik glaubt Antoine, in

einer TV-Reportage über kurdische Kämpferinnen in Syrien seine Schwester Anna (Mélanie Thierry) zu erkennen. Was eigentlich unmöglich ist: In Kairo fiel sie einem Attentat zum Opfer. In Paris (Rückblende) hatte sie sich in einen iranischen Flüchtling verliebt, der von der Polizei gesucht wurde. Antoine, beunruhigt über die bedingungslose Liebe der Schwester, informierte die Polizei (die Eltern billigten es).

Völlig entsetzt, brach Anna darauf alle Brücken ab und ging als Archäologin nach Ägypten. Dort buddelte sie im Sand und lehrte an der Uni – bis der Mossad-Mehlwurm Stanley (James Purefoy) sich an sie ranmachte; aber davon später.

Antoine (wieder in der Gegenwart) plagt Reue, und er will Gewissheit. Also düst er sofort – Betrieb ade, Gattin und Kind, na ja, ein andermal – über die Türkei nach Syrien, geht Menschenhändlern auf den Leim, wird an ISler verscherbelt, von kurdischen Rebellen befreit und in Haft genommen. Bei denen bewährt er sich bei einer Brückensprengung als Fachkraft (Bauingenieur!) und wird Mitkämpfer (mit Stirnband!). Die Firma? Die Frau? Die Eltern? Es gibt wirklich Wichtiges! Und so leuchtet Antoinettes Lichterketten-Gesinnungs-Visage durch die ganze Serie, ohne den geringsten Hauch von Schattierung.

Platte Gesinnung

Unter den kurdischen Amazonen ist die grosszügige Sarya Dogan (Souheila Yacoub), die Antoine auffallend interessiert in den Blick nimmt, und der geneigte Zuschauer ahnt so gleich, was das zu bedeuten hat, nämlich zweierlei: Sie kannte beziehungsweise kennt Anna (dass diese noch lebt, ist klar) und wird

dem moralisch Ergriffenen nicht widerstehen. Anna lebt also, ihr Tod war getürkt, und (Rückblende) Stanley rückt ins Zentrum.

Der Mossad-Agent hat zuvor (Rückblende) in einem Wohnsilo in London (Stanley kann den Hals nicht vollkriegen) junge Männer islamischen Glaubens aufgespürt, die sehr unglücklich über diese glaubenslos rohe Gesellschaft sind. Damit jeder kapiert, warum sie sich dem IS anschliessen, ist einer ein virtuoser Pianist. Doch immer dann, wenn er sich in dieser hellhörigen Wohnwüste in die Tastatur wühlt, brüllt die Nachbarschaft nach Ruhe. Da geht man gern nach Syrien und verbrennt ein Klavier.

*So etwas kommt dabei raus,
wenn man alles reinwürgt, was die
Nahost-Problematik so hergibt.*

Einen dieser jungen Muslime pflückt sich Stanley heraus, wirbt ihn an – vermeintlich für den britischen Geheimdienst – und hofft, dass er in der IS-Hierarchie aufsteigt. Weitere Rückblenden klären, wie Antoinettes Schwester Anna in Kairo beim Archäologen-Rumgepinsel vom Jabba the Hutt der Schlapphüte zugeschleimt wird. Warum sie daraufhin zur taffen Mossad-Agentin wird, bleibt ein Rätsel.

So etwas kommt dabei raus, wenn man nicht weiss, was man eigentlich will, und deshalb – sicher ist sicher – alles reinwürgt, was die Nahost-Problematik gerade so Reizvolles hergibt, von zerstörten Städten über wüste Rebellen und Terroristen, von selbstverständlich von irrer Engagiertheit wild ergriffenen Europäern über selbstlose Frauen bis zu Geheimdienst-

Ranwanzern. Die Autoren bemühen sich nicht um die geringste psychologische Differenzierung ihrer Figuren.

Der Identifikationsfigur Antoine fehlt jede Emotionalisierung, jede Plausibilität, sie ist platte Gesinnung. In der israelischen Serie «Teheran» steht im Zentrum eine Agentin, die alles andere als «gut» ist, und genau das macht sie zu einer menschlichen Person. Antoine und Anna hingegen verhalten sich, als sei Syrien eine Besserungsanstalt, der die richtigen Erzieher fehlen.

Pop Komm ins Offene Anton Beck

Skylar Grey: Make It Through the Day.

Es ist unglaublich beruhigend, spät nachts, wenn sonst kaum jemand unterwegs ist, durch abgelegene Wälder zu fahren, eine Zigarette zu rauchen und ein Streichquartett zu hören, untermalt von einer zärtlichen Stimme, die davon singt, dass sie es nicht durch den Tag schafft. «I remind myself I only gotta make it 'till tomorrow.» Wie ein Gedicht, eine Hymne an die Nacht, verfasst von Novalis oder Edgar Allan Poe, tief verankert im 18. oder 19. Jahrhundert, würden dann nicht plötzlich ein heftiger Bass und ein Hip-Hop-Beat einsetzen.

Ah, ja, stimmt, dämmert es einem dann, so idyllisch die Wälder und die Töne der Streicher auch sein mögen, so nostalgische Assoziationen sie auch wecken, so neuartig ist das alles doch, auch wenn auf «Make It Through the Day», der neusten EP der Amerikanerin Skylar Grey, einen vieles zu täuschen versucht. Auch das Visuelle, die dunklen Zimmer, in denen sie in ihren Videos im Rüschenhemd vor einem Flügel sitzt und mit der Feder dunkle Tinte aufs vergilbte Papier bringt. Bis dann der glitzernde Nasenring auffällt, das beiläufig Moderne im sonst so alten Setting. Vielleicht klingt aber genau so unsere Zeit, die sich, wie Grey auf ihren neusten Songs, mit Isolation und Abgeschlossenheit beschäftigt – eben wie vor einigen hundert Jahren, als tatsächlich noch die Tinte den Briefen ihre Bedeutung gab.

Songschreiberin für Eminem

Dabei ist Grey, die bürgerlich Holly Brook heisst, eigentlich keine Nostalgikerin. Berühmt wurde sie als Songschreiberin für die Rap-Legende Eminem, Hits wie «Love the Way You Lie» oder «Coming Home» stammen aus ihrer Feder, Songs, die regelmässig die Charts unserer Zeit stürmen oder als Soundtrack zu Blockbustern wie «Aquaman» dienen. Auch ihre

eigenen Alben «Don't Look Down» (2013) und «Natural Causes» (2016) haben nicht viel übrig für das allzu Vergangene, zeichnen sich eher durch Pop- Rap- und Country-Einflüsse aus, besingen meist den Liebes- oder Weltschmerz – immer mit dieser feinen Stimme, welche das Amerikanische bei keinem einzigen Wort zu verstecken versucht. Grey, das bewies sie bisher zur Genüge, ist eine begnadete Songwriterin, eine, die auf dem Piano musikalische Skizzen zeichnet, welche dann andere Berühmtheiten mit einer Handvoll Produzenten in Chart-Gold verwandeln. Doch 2020 hat in Greys Musik eine völlig andere Komponente hervorgebracht, eine, die in der Popmusik – so umfassend dieser Begriff sein mag – trendgebend sein könnte: das Verlassen der strikten Songstrukturen und das Abmischen verschiedenster Geschwindigkeiten, lediglich zusammengehalten durch die Stimme. Nicht umsonst findet sich auf «Make It Through the Day» ein Cover von Travis Scotts Song «goosebumps» – ein Lied, das vor vier Jahren die gängigen Hip-Hop-Trends eben dadurch aufbrach, dass die Form ins Endlose geöffnet wurde, mal schnell, mal langsam, mal so, als wäre es ein ganz anderes Lied, und das in endlosen Versen, die aufeinander folgen.

Das Düstere, das Offene, eben doch wie vor zweihundert Jahren, eben doch wie bei Friedrich Hölderlin, der in seinen Gedichten der Melancholie Raum zustand, indem er die Form auflöste. Sein Imperativ «Komm! Ins Offene, Freund!» liesse sich eins zu eins auf Greys musikalische Reisen ummünzen und somit auch auf all die grossen Namen, die sie mit ihren Songs beliefert. Die Musikerin mit den vielen Tattoos benutzt dafür zwar ihre ganz eigene Metapher, ihr Offenes ist das Seitliche («Sideways like a spider walking on a wall»), doch gemeint ist wohl das Gleiche. Das Unbegrenzte, das sich stetig Wandelnde, das erscheint, wenn man nur lange genug Krisen ausgesetzt ist, ob Pandemien oder Umbrüchen, ob eingesperrt in ein abgelegenes Haus, wo Grey zusammen mit ihrem Verlobten die Quarantäne aussitzt, oder in einen Turm, wo Hölderlin die zweite Hälfte seines Lebens zubrachte.



Jazz Epitaph für einen Freund Peter Rüedi

Marc Copland: John. Piano Solo.
Illusions Mirage IM4005

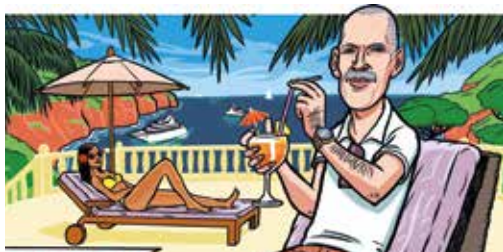
Zwei Wahlverwandte, *two of a kind*: Der Pianist Marc Copland (geb. 1948) und der Gitarrist John Abercrombie (geb. 1944) waren Freunde seit Jugendzeiten, eng verbunden durch die gemeinsame Arbeit in unterschiedlichen Gruppen und in gemeinsamen und je eigenen Projekten. Sie waren verwandte Geister, wenig interessiert an glamourösen Nebeneffekten ihrer Kunst und allemal konzentriert auf Substanz, Introspektion und Subtilitäten, beide eher kontemplative, nachdenkliche Charaktere mit einem Hang zur Melancholie; das, was man gemeinhin «Poeten» ihres Fachs nennt, beide Liebhaber des Halbschattens, die eine Vorliebe für den doppelten Schriftsinn teilten, will sagen: In den vielen Standards – und erst recht in ihren eigenen Erfindungen – liebten sie es, vermeintlich eingängige, leicht verständliche Strukturen durch subtile Verschiebungen zu verrätseln und dennoch nachvollziehbar zu halten, was ihren Erfindungen eine unvergleichlich schwebende Qualität verlieh.

Klar, dass ein so finessenreiches Verfahren nur bedingt mehrheitstauglich ist, dass beide Musiker, hochgeschätzt unter Kollegen, beim grösseren Publikum (im Jazz allemal ein Komparativ!) eher unter ihrem Wert wahrgenommen wurden. Zuletzt glänzten sie auf zwei Abercrombie-Alben bei ECM, «39 Steps» und «Up and Coming». Dann starb Abercrombie 2017.

Jetzt widmet Copland seinem lebenslangen Partner und Inspirator ein Epitaph, neun Kompositionen des Gitarristen aus verschiedenen Phasen seiner Laufbahn. Seine delikate, innige, sehr konzentrierte, vom Impressionismus affizierte, aber eigenständige Pianokunst hatte sich 2018 schon an den Kompositionen eines anderen langjährigen Partners entzündet, des Bassisten Gary Peacock. Es war ein Nachruf zu Lebzeiten, starb doch Peacock letzten September.

Copland ist keiner, der sich rar macht, und das ist vielleicht mit ein Grund für seinen diskreten Ruhm. In seiner umfangreichen Diskografie (viele Alben in kleinen Formationen, viele Duos und einige Solo-CDs; fast alle mit fast durchwegs prominenten Besetzungen auf kleinen, auch europäischen Labels publiziert) findet sich kaum Durchschnittliches oder gar Misslungenes. Das berührende Abercrombie-Memorial ist in seinem zurückhaltenden pianistischen Raffinement allerdings selbst in Coplands hochkarätigem Gesamtwerk herausragend.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

MvHs 15 Minuten

Mark van Huissingling

Die sogenannten Feiertage verbrachte ich in Laax. Darüber, ob Wintersportanlagen offen bleiben durften, war ja teilweise heftig gestritten worden. Verkürzt lässt sich sagen: Vertreter von Kantonen, in denen es keine erwähnenswerten Angebote gibt (St. Gallen, Zürich), waren dagegen, solche mit richtigen Skiorten (Bern, Graubünden, Wallis) dafür. In der Folge liefen die Lifte vor der Haustüre Ihres Kolumnisten, natürlich.

Coronavirus-bedingt wurden die Nutzerzahlen gedeckelt, und zwar ein Drittel unter den Spitzenwerten des Vorjahres oder des Schnitts der Vorjahre, so viel ich weiss; ich habe die genaue Übersicht verloren. Jedenfalls meldeten die Verantwortlichen der Weisse-Arena-Gruppe, der Anlagenbetreiber in Laax, 8000 «Gäste» an guten Tagen, verglichen mit 15000 in der Vergangenheit («Gäste» steht in Anführungszeichen, weil es zwei Personen wenigstens 344 Franken kostete, falls sie ins Skigebiet befördert werden wollten – vier Eco-Tagespässe, günstigste Kategorie, es mussten wenigstens zwei Tage gebucht werden, dies zum Schutz vor Tagestouristen). In der Folge gab es spürbar weniger Andrang vor den Liften / auf den Pisten. Mit anderen Worten: Man fühlte sich ein wenig wie ein Pandemiegewinner.

Für zirka fünfzehn Minuten. Ungefähr so lange dauerte es in meinem Fall, bis die Vorstellung einsickerte, wie zähfliessend der vor einem liegende kalte und mässig windige Tag vergehen würde. «Die Zeit schlurft wie ein altes Weib auf Latschen», schrieb Wolfgang Borchert in « Draussen vor der Tür », zwar in einem anderen Kontext – über Hungernächte eines Kriegsheimkehrers –, doch der Entwurf passt. Restaurants im Skigebiet waren geschlossen be-

ziehungsweise durften nur für Take-away betreten werden; «Take away» im Wortsinn, man musste sein Brötchen im Gelände verzehren, nicht mal anlehnen an der Lokalmauer oder dem Terrassengeländer war erlaubt. Einverstanden: Für MvH ist Ski- respektive Snowboardfahren mittlerweile Lifestyle, nicht länger Sport. Also sind Pausen mit doppeltem Espresso (empfehlenswert) im «Caffè No Name» oder Spinat-Feta-Taschen (fein) im Freeride-Base-Café von ähnlicher Wichtigkeit wie Abfahrten.

Der Fairness halber soll erwähnt werden, dass die Benutzung von Restauranttoiletten im Tagespasspreis inkludiert war. Was zu den vielleicht anmutigsten News der vergangenen Tage überleitet: «Archäologen entdecken eine Imbissbude in Pompeji – mit bunten Bildern des Speisenangebots und derben Graffiti». Die Aussage, die da jemand vor 2000 Jahren in schönstem Latein neben eines der Bilder am Tresen geritzt hat, sei geradezu zeitlos, wenn auch von der Thematik her besser in sanitäre Einrichtungen passend: «Nicias schamloser Scheisser» (NZZ online). Richtig, heute findet man in Imbissbuden-WCs allenfalls auf sprachlich eindeutig niedrigerer Höhe angesiedelte Zeilen wie «Wotsch figge? 079 834 ...». Sic transit gloria mundi, nicht wahr?

«Papa, was waren Klubs?» hatten wir schon, «Papa, was waren Kinos?» ebenfalls. Muss die traurige Aufzählung bald fortgesetzt werden mit «Papa, was waren Restaurants?»? Vermutlich nicht, immerhin haben solche sämtliche Widrigkeiten seit mindestens Pompejis

*Mit anderen Worten:
Man fühlte sich ein wenig
wie ein Pandemiegewinner.*

Untergang überstanden. *For the time being* aber sind Restaurants mal wieder zu. Ausser man ist Hotelgast.

Und das geht, nebenbei erwähnt, nicht bloss während der Ferien in einem Resort, sondern auch im stieren Januar in der eigenen Stadt. In Zürich beispielsweise lässt sich im Hotel «Helvetia» ein Viergänger, zubereitet unter Küchenchef Karim Schumann, im Zimmer verzehren (für zirka 120 Franken je Person, ohne Getränke, mit Unterkunft – egal, ob man übernachtet oder nach dem Dessert auscheckt); ich fand das Essen/Angebot prima.

Wo ich auch noch war, kurz vor dem Shutdown: im «Leuehof» von Nenad Mlinarevic und Valentin Diem. Dabei handelt es sich um ein Pop-up-Restaurant an der Bahnhofstrasse 32. Das Essen weist die Qualität auf, die man von Mlinarevic gewohnt ist («Bauernschänke», «Neue Taverne»), die Playlist von Diem ist hörensenswert (auch auf Spotify), die alte Schalterhalle der Bank Leu *stunning* (mit Werken von Künstlern der Galerie Mai 36, unter anderem); Tische und Stühle sind leider mickrig, doch das nimmt man in Kauf. «Wenn alles gut läuft, sind wir ab dem 23. Januar 2021 mit voller Energie zurück», schrieben die Köche/Unternehmer (voraussichtlich bis 27. Februar). *That's the spirit*, in meinen Augen. Ich wünsche Ihnen nur das Beste zum neuen Jahr.



UNTEN DURCH

Massenbüro

Linus Reichlin

Dies ist eine Kolumne über die Liebe – die Liebe eines Mannes zu seinem Büro. Es muss nicht unbedingt ein eigenes Büro sein. Es gibt ja auch Männer, die nicht die eigene Frau lieben, sondern die ihres Chefs, und die trotzdem glücklich sind. Selbst der Chef ist glücklich, denn obwohl er seine Frau teilen muss, hat er doch wenigstens ein eigenes Büro. Seien wir ehrlich: Wir alle wollen ein eigenes Büro. Es ist – übertragen auf die Situation mit der Frau des Chefs – einfach angenehmer, wenn man in einem Schlafzimmer nur seine eigenen Unterhosen herumliegen sieht und nicht noch die des Chefs und des Abteilungsleiters und des Volontärs.

Man möchte im Büro nur seine eigene un-abgewaschene Kaffeetasse vorfinden und nicht noch die der Arbeitskollegen, die ja oft wenig Geschmack in der Auswahl der Sprüche haben, die auf ihren Kaffeetassen stehen («Erst blasen, dann schlucken», «Lächle – du kannst sie nicht

alle töten» usw.). Es tut einem immer auch ein bisschen weh, wenn die anderen das Büro, das man liebt, «Grossraumbüro» nennen. Das ist, als würde jemand die Frau des Chefs, die man liebt, «Grossraumfrau» nennen, nur weil bei ihr noch andere Männer ein und aus gehen. Viel schöner und wärmer klingt die Bezeichnung «Gemeinschaftsfrau» – da denkt man dann auch nicht sofort an Büropflanzen. Es ist leider so, dass viele Männer sich ihr geliebtes Büro mit Gummibaum-Fetischisten teilen müssen, die die fleischigen Blätter ihrer Lustobjekte jeden Morgen mit stimulierenden Nährlösungen besprühen oder sie sogar mit Bier einreiben, damit die Blätter glänzen wie Lederstiefel.

Jedes Mal, wenn man aus den Ferien ins Büro zurückkommt, voller Freude auf das Wiedersehen mit ihm, muss man als Erstes den Gummibaum vom eigenen Schreibtisch wegräumen, den ein herbophiler Kollege dort geparkt hat, mit der Begründung: «Du warst ja nicht da, und dein Arbeitsplatz hat als einziger Morgensonne.» In solchen Momenten wird die Sehnsucht nach einem eigenen Büro übermächtig. Es ist letztlich die Sehnsucht nach totaler Monogamie: In der Liebe, im Beruf – am liebsten hätte man auch noch Monogamie bei der medizinischen Versorgung, also einen Leibarzt, der nur einen selbst heilt. Und einen Leibparkplatz, vom dem jeder andere Wagen, sei es der des Chefs, des Abteilungsleiters oder des Volontärs, polizeilich entfernt wird.

Das Büro des Chefs ist selbstverständlich gummibaumfrei. Bei ihm steht eine fleischfressende Venusfliegenfalle. Er füttert sie mit den Fliegen, die er nach Feierabend im Gemeinschaftsbüro von den Gummibaumblättern pflückt, auf denen die Fliegen im klebrigen Bierfilm steckengeblieben sind. Danach betrachtet er die Kunstfotografien, mit denen er sein Büro individuell dekoriert hat: Sie zeigen afrikanische Minenarbeiter und pakistanische Strassenkinder, jedenfalls wurden sie von der *New York Times* prämiert. Man selbst ist im Gemeinschafts... – ach Quatsch, nennen wir es ruhig beim Namen: im Massenbüro gezwungen, sich die krakeligen Zeichnungen der Kinder der Kollegen anzuschauen. Diese Zeichnungen sind das Resultat von zwei Stunden Trickfilmgucken pro Tag und zuckerreicher Ernährung. Die einzige Kunst, die hier hängt, ist der S-Bahn-Fahrplan, denn er stammt aus dem Jahr 1992 und ist also so etwas wie ein post-

modernes Memento mori. Wenn man ehrlich ist, muss man sagen, dass man dieses Massenbüro hasst. Man hasst es wie die Frau des Chefs, die einem zu verstehen gegeben hat, dass sie sich jetzt auch noch mit der Assistentin der Vertriebsleiterin trifft. Massenbüro, Massenfrau: So stehen die Dinge nüchtern betrachtet. Es wird immer behauptet, dass Einzelbüros zum Trinken während der Arbeitszeit animieren. Und das stimmt auch. Aber wer in Massenbüros arbeitet, trinkt vor, während und nach der Arbeit: Dann wird das Bier geleert, das vom Einreiben der Gummibaumblätter übriggeblieben ist, und ich spreche hier von Kisten. Diese Liebesgeschichte endet also wie alle anderen auch mit einem dunklen Mollton.



FAST VERLIEBT Innere Erneuerung Claudia Schumacher

Der Jahresbeginn ist eine gute Gelegenheit, über eine der wichtigsten Beziehungen nachzudenken, die jeder Mensch in seinem Leben führt: die zu sich selbst. «Wenn Sie die Fähigkeit haben zu lieben, lieben Sie sich zuerst», riet der Dichter Charles Bukowski. Dass Selbstliebe am Anfang aller gelungenen Beziehungen steht, ist eine Wahrheit, die auch mit Blick auf Me-Time und in Zeiten von Selfcare-Blabla gilt. Der Beginn eines neuen Jahres ist der ideale Zeitpunkt, um über Selbstliebe nachzudenken und den Bund mit sich zu erneuern – zumal wir momentan nicht viele andere Möglichkeiten der Erneuerung haben.

Das Aussen bleibt ja leider schwierig, das Jahr 2021 führt die Krise des letzten Jahres zumindest zu Beginn erst mal fort. «Frohes neues Jahr» klingt da fast etwas zynisch. Rauschende Feste und wilde Umarmungen auf der Tanzfläche verblieben bei diesem Jahres-

wechsel im Reich der Sehnsucht. Ich muss an die Kolumbianer und ihre lustigen Neujahrsbräuche denken, die mir für das Ende von 2020 besonders passend erschienen. So schnappen sich viele Kolumbianer nach Mitternacht einen leeren Koffer und gehen damit einmal um den Häuserblock. Das Ritual drückt die Hoffnung aus, im nächsten Jahr in die weite Welt zu reisen und andere Länder kennenzulernen. Das war selten so passend wie jetzt. Und dann ist da noch der Brauch des «Año viejo» (altes Jahr) in Form einer selbstgebastelten Puppe, die mit alter Kleidung und auf Papier notierten schlechten Erinnerungen gefüllt wird. So wird das alte Jahr vertrieben, ein bisschen wie der Winter mit dem Böögg. Eine solche Befreiung wünschen wir uns für den Neustart in 2021 wohl alle.

Das Gute an der Selbstliebe ist, dass sie wie ein innerer Frühjahrsputz funktioniert – und dass ihr die elterliche Strenge von Neujahrsvorsätzen abgeht. Man muss nicht schneller, stärker, reicher werden, um sich dann endlich, vielleicht später im neuen Jahr, so richtig annehmen zu können. Der direkte Weg führt über einen Keks und eine Tasse Tee auf der Couch. Die Seele baumeln lassen und zu sich kommen.

Wer in diesen Tagen des zweiten Lockdowns Single ist, dem fällt es gerade sicher nicht leicht, eine Beziehung zu einem neuen Menschen aufzubauen – warum also nicht mit sich selbst anfangen? Das gilt natürlich auch für alle, die in ihrer Beziehung einsam sind – sogar für jene, die glücklich sind. «Geliebt zu werden, macht uns stark. Zu lieben, macht uns mutig», wusste schon der chinesische Philosoph Laozi im sechsten Jahrhundert vor Christus. Der Vorteil der Selbstliebe ist, dass sie beides schafft: Sie macht uns stark. Und sie macht uns mutig. So lässt sich jeder Neuanfang zum Guten wenden.



Unsterbliches Suchtpotenzial des Sehns

Ich lief nicht, ich rannte zu meinem Auto, fuhr, so schnell es ging, zur nächsten 24-Stunden-Tankstelle.



Neuronale Zündkerzen.

Noch vor ein paar Wochen schien mir, dass eine Sehnsucht ohne Zuversicht auf Erfüllung am Horizont einem einsamen Tod geweiht ist. Die Möglichkeit der Erfüllung mag so gering sein wie jene, alle richtigen Zahlen auf einem Lottozettel anzukreuzen, aber sie genügt schon, um kleine Traumkaskaden loszulösen und sich ein Leben im Land der erfüllten Sehnsüchte vorzustellen. Inzwischen bin ich mir sicher, dass Sehnsucht unsterblich ist. Sie mag gelegentlich verschwunden scheinen für eine Sekunde oder eine Ewigkeit, wie verschüttet unter den Lasten des Lebens. Sie mag sich anfühlen wie abgestorben oder amputiert, und wir empfinden sie noch wie Phantomschmerz, bis auch dieser vergeht. Sie mag aufhören, ein Erlösungssplitter in der Düsternis des Alltags zu sein und eine Krankheit des schmerzlichen Verlangens zu werden, die ohne Hast das Elysium der Seelen verschattet. Das alles vermag sie zu tun und zu sein, und dennoch hört sie erst auf, zu leben, wenn wir diese Welt endgültig verlassen.

Motor des vegetativen Seins

Sie hört deshalb nicht auf, lebenslänglich zu existieren, weil sie eine Sucht ist. Sucht ist etwas Existenzielles. Sehnsucht nistet sich in den äusseren Bezirken des Hirnstammes ein, dieses Motors des vegetativen Seins, dessen Benzin das Dopamin ist, das die neuronalen Zündkerzen Funken schlagen lässt. Dort, im ewigen Gebärtsaal des Lebens, der Belohnung und der Bestrafung, liegt

sie. Ich vermute, gleich neben Nikotin, Ethanol, Eros, Kokain, Fondue und Heroin.

Ich bin zu diesem Schluss gekommen, nachdem meine Heizung im Salon sich nicht mehr regulieren liess. Haizmann kam, mein Heizungsmann, es war früher Morgen, auf dem Klubtisch standen ein voller Aschenbecher, ein leer getrunkenes Glas, eine halbe Flasche Whisky und ein angefangenes Päckchen Zigaretten. Haizmann entfernte das Ventil, hämmerte ein wenig auf irgendeinen Stift, legte sein Ohr an ein Rohr, klopfte mit den Fingern auf die Heizung. «Heizungen», sagte er, «sind Lebewesen, eigenständige Organismen.»

Dann stand er auf, schüttelte den Kopf und meinte, man müsse das ganze Ventil ersetzen, das würde jetzt nichts so zum Jahresende, die Belegschaft im Urlaub, wir würden das im Januar regeln. Sein Blick schweifte über den Klubtisch, blieb an den Zigaretten hängen: «Wollen wir eine rauchen?» «Immer.»

Wir liefen auf den Balkon, zündeten uns Zigaretten an, bliesen den Rauch in den bleiernen Himmel und warteten, bis das Nikotin die Heizungen des Hirns anwarf. «Die erste heute», sagte er. «Meine auch.» «Ich wollte heute gar nicht rauchen», fuhr er fort. «Das will ich im Grunde jeden Tag», antwortete ich, und beide bliesen wir den Rauch raus. «Ich hab mal sechs Jahre lang aufgehört damit. Sechs Jahre, stell dir das mal vor.» «Kann ich nicht. Hab es mal sechs Monate geschafft. Was ist passiert nach sechs Jahren?»

«Weiss ich, ehrlich gesagt, nicht genau. Ich dachte nicht mehr über das Rauchen nach, ich vermisste es kaum, und wenn, war das nur ein kurzer Moment, der nirgends dauerhaft andockte. Nach sechs Jahren kam eine Bekannte zu Besuch. Irgendwann fragte sie, ob ich nicht mehr rauchen würde. Ich bejahte. Was, du rauchst nicht mehr? Du? Wirklich? Die ganze Zeit ging das so: dass du, ausgerechnet du nicht mehr rauchst und so weiter. Ich war froh, als sie weg war, und ging schlafen. Um fünf Uhr morgens wachte ich auf. Mit einer unbändigen Sehnsucht nach Rauchen, ich war wie ein Heizungskessel kurz vor dem Platzen, und eine Zigarette wäre das einzige Ventil, das alles beruhigen könnte. Ich lief nicht, ich rannte zu meinem Auto, fuhr, so schnell es ging, zur nächsten 24-Stunden-Tankstelle, kaufte mir zwei Schachteln, und dann rauchte ich und hab seither nicht mehr aufgehört.»

Mächtiger als alles andere

Genau so ist es mit der Sehnsucht, sie mag überwunden und verschwunden sein, aber sie ist nicht totzukriegen, und sie ist mächtiger offenbar als alles andere, viel grösser als der Wille, sie ist, wenn das geht, manchmal ein dämonischer kleiner, allgewaltiger Gott in alttestamentarischem Sinne; einer, der belohnt und bestraft, wobei nicht immer klar scheint, was Belohnung und was Strafe ist. Einer, der unter Schmerzen nimmt und später schmerzvoll gibt.

«Ich mag die Freiheit»

Raphael Meyer, 61, bastelt seit acht Jahren eine Miniaturwelt. Einen Realitätsanspruch hat er nicht.

Früher, als Kind, hatte ich eine Märklin-Eisenbahn, keine grosse. Mit Fisch-Kleister bastelten mein Bruder und ich einen Berg mit einem Tunnel. Das war toll. Ich wuchs in Langnau am Albis auf. Uns ging es sehr gut. Bereits Ende der Sechziger hatten wir einen Farbfernseher.

Gelernt habe ich dann Goldschmied bei Paul Binder, damals einer der bekanntesten Juweliere der Schweiz. Es war nicht mein Traumberuf, eher Zufall. Mich faszinierte aber, etwas mit den Händen zu machen. Und das Material, Gold, war interessant, weil es selten und wertvoll ist; es überdauert, man kann es immer wieder einschmelzen und Neues kreieren.

Nach Lehre und Rekrutenschule als Kanonier machte ich mich selbständig. Ich mag die Freiheit. 1981 zog es mich auch nach Griechenland, wo ich mich in Nea Styra in ein Windsurf-Paradies verliebte. Für drei Jahre arbeitete ich im Sommer als Surflehrer, im Winter war ich Goldschmied in der Schweiz.

In Uitikon Waldegg eröffnete ich mein erstes Atelier. Ein Auftraggeber bediente Spitzenkunden, wirklich *the top of the top*. Einmal durfte ich einen goldenen Elefanten für den König von Marokko fertigen. Ein Smaragd, den ich bearbeitete, zählte über siebenzig Karat und kostete sicher eine Million. Über Nacht musste ich ihn in einem Banktresor deponieren. 1990 verlegte ich Laden und Atelier nach Affoltern am Albis.

Mitte der Neunziger begann ich Altgold anzukaufen, später auch auswärts. Das lief sehr gut. An meinem Rekordtag kamen über hundert Kunden. Seit 2007 betreibe ich meine Goldschmiede in Zug. Ich habe fünf Töchter – sie sind das Beste, was mir je passiert ist.

Sechs Meter hohe Berner Alpen

Vor zehn Jahren begeisterte mich ein Dok-Film über die weltweit grösste Miniaturwelt in Hamburg. Diese verkleinerte Welt im Massstab 1:87 liess mich nicht mehr los. Vor acht Jahren beschloss ich dann, dass ich das auch in der Schweiz machen will. Heute bin ich Kreativdirektor der Miniaturwelt «Smilestones» in Neuhausen am Rheinfall, wo ich am liebsten Landschaften und Szenerien von Grund auf neu entwerfe. Das braucht Geduld, Kreativität und Vorstellungsvermögen. Sicher auch feinfühlig Finger für Kleinstmögliches.

Unter allem, unter der Eisenbahn, den Ebenen und Häusern, ist ein Alu-Gestell. Darauf liegen Holzplatten und Styropor, um Berge

und Landschaften zu gestalten. Mit Gips modellieren wir dann alles. Daneben halten wir alles in stand. Wenn ich am Montag herkomme, stelle ich umgeworfene Figuren auf und ersetze, weil selten auch geklaut wird. Bei uns gibt es kein Plexiglas. Wir wollen, dass Jung und Alt nahe an die Szenen rankommen.

Mein Highlight sind die dreissig Meter langen und sechs Meter hohen Berner Alpen. Ein eigenes Gebäude als Sponsoring mit Werbefläche kostete 10 000 Franken, ein beschrifteter Zug bis



«Selten und wertvoll»: Goldschmied Meyer.

zu 15 000 Franken. Ohne diese finanzielle Unterstützung geht es noch nicht. Wir haben keinen landschaftlichen Realitätsanspruch. Das ging gar nicht. Es muss aber alles ins Konzept passen und ein grosses Ganzes ergeben.

Immer wieder neue Szenen

In einem Thurgauer Dorf steht zum Beispiel eine Kirche vis-à-vis von einem Sexshop, gleich daneben ein Kindergarten. Wenn Besucher solche Konstellationen finden, amüsiert sie das. Sogar ich entdecke manchmal neue Szenen – wie kürzlich eine Frau auf einem Bauernhof, die einen Kessel ausleert. Wegen solch lustiger Details verbrachte ein Grossvater mit seinem Enkel über sieben Stunden in der Anlage. Das ist ein Rekord. Der Junge hätte hier aber wohl auch übernachtet, wenn wir nicht geschlossen hätten.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

Kreuzworträtsel

Herr Meier: Was fehlt jetzt noch?

Frau Meier: Ein Gremium mit neun Buchstaben, welches nach jeder Mahlzeit feststellt, dass die Teller leer sind, und deshalb vorschlägt, Lebensmittelmarken für die Hungernden zu drucken.

Herr Meier: Das ist eine TASK-FORCE.

Frau Meier: Passt. Aber das nächste Wort ist schwierig: ein schlechtinformierter Mensch mit neunzehn Buchstaben, der Vorurteile schafft, Feindbilder schürt und Gerüchte verbreitet.

Herr Meier: Das ist der NACHRICHTENSPRECHER.

Frau Meier: Geht auf. Und was ist einer, der nicht alles glaubt, was der Bundesrat sagt?

Herr Meier: Das ist leicht, das ist ein RASSIST.

Frau Meier: Nein, das hatten wir schon. Ein Rassist ist einer, der nicht alles glaubt, was in der Zeitung steht.

Herr Meier: Dann vielleicht ein RECHTS-EXTREMER?

Frau Meier: Das Wort, das wir suchen, ist länger und beginnt mit V.

Herr Meier: Ein VERSCHWÖRUNGS-THEORETIKER!

Frau Meier: Jetzt haben wir es. So, und noch ein Mensch mit zwei G, der die Freiheit liebt.

Herr Meier: Ein IMPFEGEGNER.

Frau Meier: Gut, und ein Reisedokument mit I.

Herr Meier: IMPFSCHEIN?

Frau Meier: Du bist gut. Hier noch das Letzte: ein Zimmermannssohn, der wegen Gotteslästerung zum Tode verurteilt wurde.

Herr Meier: Hm ...

Frau Meier: JESUS würde passen.

Herr Meier: Welches Kreuzworträtsel ist das?

Frau Meier: Es ist das im *Kirchenboten*.

Herr Meier: Hast du das Lösungswort?

Frau Meier: WELTUNTERGANG.

Herr Meier: Sehr schön. Und was gibt es diesmal zu gewinnen?

Frau Meier: Unter den Teilnehmenden wird eine Million Schnelltests verlost.

Andreas Thiel

Wolfsbarsch im «Wolfbach»

Restaurant Wolfbach
Wolfbachstrasse 35
8032 Zürich
Tel. 043 433 00 88

«Habent sua fata tabernae»: Nicht nur die Bücher, auch die Restaurants haben ihre Geschichte. Das sympathische Restaurant «Wolfbach» an der gleichnamigen Strasse am Steinwiesplatz in Zürich war vor dreissig Jahren unter Kurt Schaub ein wunderbarer Ort für (Süsswasser-)Fische. Dann wurde es als «Monte Primero Wolfbach» spanisch-mediterran eingefärbt, dann wiederum wurde es so bündnerisch und heimelig wie die Arvenholzdecke. Inzwischen – die Aufzählung ist nicht vollständig – ist das Restaurant unter Chef Jose Goncalves und Chef de Service Jose Varela zu einer gelungenen Form eines sehr gepflegten spani-



schen Lokals mit Fischen und Meeresfrüchten als Spezialität avanciert. Die beiden Gastgeber sind sich ihrer Sache zu Recht sicher und verwöhnen die Gäste.

Weit über die iberische Küche hinaus

Die uns vorgesetzte Lenguado a la Plancha (Seezunge) war von absoluter Spitzenqualität, gross, aromatisch und perfekt zubereitet. Schöner kann man das eigentlich nicht machen. Die mich begleitenden Freunde entschieden

sich für geschnetzelte Kalbsleber, und auch diese war perfekt. Ganz allgemein werden hier Spitzenprodukte verwendet, und das Resultat ist überzeugend – aber logischerweise nicht ganz billig. Die Karte ist vielfältig; da aber Fisch und Meeresfrüchte einen Schwerpunkt bilden, kann das Angebot variieren.

Wer eine Auswahl möchte, ist mit der Parrillada de Pescado vom Grill gut beraten. Für zwei Personen sind die klassische Paella, der Wolfsbarsch im Salzmantel oder der Steinbutt vom Grill im Angebot. Auch die klassischen Fleischspezialitäten sind vielfältig und reichen mit Kalbs-Cordon-bleu, Kalbskotelett, Wiener Schnitzel und Filet-Stroganoff weit über die iberische Küche hinaus.

Im Sommer verfügt das «Wolfbach» über eine grosse Terrasse. Voraussichtlich am 22. Januar sollte der Corona-Spuk so weit überwunden sein, dass man hier wieder reservieren kann.

WEIN/PETER RÜEDI

Favorit des Weltmeisters

François Chidaine: Montlouis
Les Bournais sec AC 2017. 13%. Baur au Lac.
Fr. 43.–. www.bauraulacvins.ch

Wein ist eine komplexe Materie. Natürlich ist er, zunächst, nichts anderes als vergorener Traubensaft, ein äthylalkoholhaltiges Getränk (C₂H₅OH), das die Jäger und Sammler des Effekts wegen entdeckt hatten, als sie in Vorzeiten Bauern und also auch Winzer wurden. Allein, das vitale Bedürfnis nach Selbstverlust im Rausch rief mit der Zeit unweigerlich nach einer kulturellen Absolution. Sie gebar sozusagen den Weinkenner. Mit zunehmender technischer Mühewaltung in Weinberg und Keller entfaltete die banale Materie ungeahnte Feinessen und sensorische Hallräume.

Der Wein wurde ein Kulturgut. In der Wandlung der katholischen Eucharistie wird er gar vom Priester zum Blut Christi heiliggesprochen. In unseren säkularen Zeiten liegt solches eher fern. Allein, dass beim Wein das Bedürfnis nach Mittlern, Interpretieren, Vorkostern und Beratern so



gross ist, kommt nicht von ungefähr. Es ist auch die Voraussetzung für den Beruf des Sommeliers. Dessen vornehmste Aufgabe (neben vielen andern) ist es, dem Klienten zur Entdeckung von dem zu verhelfen, was dessen eigene, vielleicht unbewusste oder uneingestandene Vorlieben sind oder sein könnten.

Ein solcher Geburtshelfer des Weingeschmacks ist Marc Almert, Sommelier im «Pavillon» des Zürcher Hotels «Baur au Lac» und dessen angeschlossener Weinhandlung. Almert, 29 Jahre jung, gebürtiger Kölner, ist ein Crack seines Fachs: Sommelier-Weltmeister des Jahres 2019 nach der Version ASI, der Association de la Sommellerie Internationale (wie beim Boxen gibt es mehrere Titel: Ein anderer ist der der Worldwide

Sommelier Association). Was immer man von solchen Paralympics halten mag: Gold gewinnt am Ende nur ein grosser Kenner. Zur Sache: Bei Baur au Lac Vins, insgesamt eine in mehrfacher Hinsicht kostbare Adresse, betreut Almert eine eigene kleine «Selection». Damit verhilft er uns unter anderem zur Entdeckung einer, wie er sagt: «leider oft unterschätzten und fast unbekanntem Rebsorte, obwohl sie zu den grossen Klassikern der Weinwelt gehört, insbesondere in ihrer Heimat, dem Loire-Tal». Die Chenin blanc. Ihre Crux ist ihre Vielseitigkeit. Üppig wüchsig, früh austreibend, spät reifend, lässt sie Süssweine und Schaumweine entstehen, Schrott, aber auch Kostbarkeiten wie diesen grossen trockenen Chenin von François Chidaine in Montlouis an der mittleren Loire.

Er ist eine wunderbare Mise en Scène der eingeborenen Qualitäten der Sorte: ein ganz feiner Honig-Touch und Aromen, die neben gelben Früchten ein bisschen an Stroh erinnern; dabei eine tolle Säure, die diesen Chenin zu einem Weissen macht, der nicht nur einen Sommer tanzt. Ein Wurf. Danke für den Hinweis, Champion!

Fast schon fantastisch

Der neue Across von Suzuki ist eine Investition, die sich auf lange Sicht lohnt.



Es ist keine sehr alte, aber eine schöne Tradition, diese Kolumne zum Jahresbeginn mit einem gewissen Mass an Sparsamkeit zu beginnen. Der neue Suzuki Across ist dafür bestens geeignet. Ein neuer Suzuki ist an sich schon ein Ereignis, weil der japanische Hersteller ein eher übersichtliches Portfolio an Fahrzeugen pflegt.

Der Across entstammt einer Kooperation mit Toyota und entspricht weitgehend dem RAV4. Als Suzuki kostet das komplett ausgestattete Mittelklasse-SUV 57 990 Franken, als Toyota startet die Preisliste bei 55 900 und endet bei 65 800 Franken. Der Across ist also ein recht gutes Angebot, das sich wegen des effizienten Plug-in-Hybrid-Systems aber vor allem im täglichen Betrieb über längere Zeit zu lohnen beginnt.

Strom ist zurzeit immer noch einiges günstiger als Benzin oder Diesel, und mit einer rein elektrischen Reichweite von bis zu 75 Kilometern kommt man im Across ziemlich weit und lokal emissionsfrei. Das macht den Suzuki zu einem erfreulich sparsamen Auto – vorausgesetzt natürlich, man lädt die Batterie regelmässig auf. Damit kann problemlos ein Durchschnittsverbrauch von 1,0 Litern auf hundert Kilometer erreicht werden, was für ein knapp zwei Tonnen schweres Allradfahrzeug mit immerhin 306 PS Systemleistung aus dem 2,5-Liter-Turbobenziner und dem Elektromotor ein fast schon fantastischer Wert ist.

Und wenn man es umweltpolitisch anschauen will, ist das stark zunehmende Angebot an Plug-in-Hybriden eine interessante Wahl anstelle der reinen Elektrofahrzeuge

mit ihrer umstrittenen Ökobilanz und den systembedingten Einschränkungen, was etwa die Langstreckentauglichkeit betrifft.

Sieht man von der ökonomischen und ökologischen Betrachtungsweise einmal ab und konzentriert sich auf das absolut Wesentliche, ist der neue Across vor allem ein sehr angenehmes Auto. Die Geräuschdämmung ist hervorragend, was die ohnehin schon entspannte elektrische Fortbewegungsart noch komfortabler macht. Das etwas kantige Karosseriedesign wird im Innenraum durch eine passende rustikale Gestaltung aufgenommen: zum Beispiel durch grosse gummierte Bedienknöpfe, die Wahl robuster Materialien oder die gutplatzierten Ablagefächer. Alles scheint auf einen in kurz- und langfristiger Hinsicht weiten zeitlichen Horizont hinzuweisen – was die Haltbarkeit des Fahrzeuges an sich betrifft, aber auch wenn es um die Reichweite geht.

Der Across fährt sich im alltäglichen Berufsverkehr, aber auch auf Langstrecken sehr bequem. In aller Ruhe, gut gefedert, grosszügig mit Sicherheits- und Assistenzsystemen ausgestattet, geht es voran. «Way of life!» heisst das bei Suzuki.

Suzuki Across 2.5 PHEV Compact Top 4x4

Motor/Antrieb: Turbobenziner, 2 Elektromotoren, E-CVT-Getriebe, Allradantrieb; Leistung: 306 PS/225 kW; Hubraum: 2487 ccm; max. Drehmoment: 227 Nm; Verbrauch (NEFZ): 1,2 l/100 km; elektr. Reichweite (WLTP): 75 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 6,0 sec; Höchstgeschwindigkeit: 200 km/h; Preis: Fr. 57 990.–



OBJEKT DER WOCHE

Jacksons Paradies

Sycamore Valley Ranch
Verkauft für 22 Millionen Dollar

Die meisten kennen dieses Anwesen unter dem Namen, den ihm der einstige Besitzer – sagen wir mal – zur Zwischennutzung gab: Neverland-Ranch. Richtig, die Liegenschaft in der Nähe der südkalifornischen Stadt Santa Barbara gehörte zwanzig Jahre lang dem 2009 verstorbenen Pop-Idol Michael Jackson. Der Peter-Pan-Fan baute das Grundstück zu seinem privaten Vergnügungspark mit Zoo aus, nannte es «Neverland» und machte es fast so berühmt, wie er selbst es war. Schauspielerinnen Liz Taylor unterstützte die kindlichen Spinnereien des Superstars und spendete einen zweieinhalb Tonnen schweren asiatischen Elefanten namens Gypsy. Natürlich hauste auch Jacksons legendärer Affe Bubbles in Neverland.

Das angeschlagene Image des Sängers – er sah sich immer wieder mit Kindesmissbrauchsvorwürfen konfrontiert – hatte offenbar Auswirkungen auf den Marktwert der Immobilie. Zuerst wurde die Ranch 2015 für den Fantasiepreis von 100 Millionen Dollar angeboten, 2019 wollte der Verkäufer noch 31 Millionen, schliesslich erwarb der Milliardär Ron Burkle die Liegenschaft Ende Dezember für 22 Millionen Dollar. Burkle kannte Jackson, weil er ihn früher in geschäftlichen Angelegenheiten beriet. Der leidenschaftliche Finanzunternehmer bezahlte nun – inflationsbereinigt – noch etwa die Hälfte dessen, was Jackson Ende der achtziger Jahre für die Sycamore Valley Ranch alias Neverland aufwenden musste.

Benjamin Bögli

Entzaubertes Wunderland

Making the world a better place» lautet das Credo der Apologeten der Tech-Industrie, deren geistiges Zentrum im kalifornischen Silicon Valley liegt. In der Rhetorik der Disruption werden hier Probleme erfunden, die vorher noch gar keine waren. Unternehmerisch ist der Geniekult genial, weil es sich gemeinhin um Neuheiten für Menschen handelt, die vor Neuem eigentlich Angst haben. Die technologischen Entwicklungen der vergangenen Jahre haben die Produktivität der Wirtschaft nicht annähernd so beschleunigt wie im letzten Jahrhundert das Auto oder die Waschmaschine. Nein, das Wachstum in diesem Jahrtausend ist nicht der digitalen Ökonomie geschuldet, sondern der innovativen Politik der Zentralbanken. So ist es nicht erstaunlich, dass im Pandemiejahr die wesentlichen Impulse aus dem Valley ausblieben. Es sind die bewährten Institutionen, die die Welt durch die Krise navigieren: die Behörden, die Politikerinnen und Politiker, der Finanzplatz, die Biotech-Unternehmen, die Bürgerinnen und Bürger.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Wo bleiben die Impulse? Silicon Valley.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Was ist aus Ihrer Sicht das wichtigste Prinzip, das man im Leben anwenden muss, um Erfolg zu haben?

O.P., Rapperswil

Zunächst: Was heisst Erfolg? Haben Sie das definiert? Wenn der grösste Erfolg darin besteht, dass man als Mensch gesund leben kann, das heisst, genug zu essen, zu trinken und eine eigene Wohnung hat, dann ist wohl das beste Erfolgsprinzip, dass man seriös arbeitet und einen monatlichen Lohn beziehen kann, der die Lebenskosten deckt. Und weil Sie ja gesund leben möchten, ist das Erfolgsrezept, ein gesundes Leben zu führen mit genügend Bewegung und ohne allzu viele Suchtmittel. Aber ich weiss nicht, ob das für Sie genügt.



Wenn Erfolg eine Schauspielerkarriere ist, braucht es wohl noch etwas mehr. Aber ich kenne den Weg zu diesem mir fremden Erfolg nicht.

Oder möchten Sie etwa reich werden? Ich kann Ihnen auch kein Rezept geben, aber ich kenne verschiedene Leute, die durch eigene Leistung als Unternehmer reich geworden sind. Sie haben sich dazu aufgerafft und keine Rücksicht auf sich selbst genommen. Aber viele dieser Leute

wollten gar nicht reich werden, und sie sind trotzdem reich geworden. Darum gilt wohl als wichtigstes Prinzip: «Tue recht und scheue niemand.»

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Gieri Bolliger

Der Anwalt hat seine Berufung zum Beruf gemacht:
Er ist Geschäftsleiter der Stiftung für das Tier im Recht.

Hätten wir uns zum Mittagessen getroffen, wäre es das «Hiltl» gewesen, das Traditionsrestaurant, in dem Vegetarier schon seit mehr als hundert Jahren satt und glücklich werden. Doch da das Gespräch mit Gieri Bolliger am Nachmittag stattfindet, haben wir uns auf etwas Praktisches geeinigt und sitzen uns im eher nüchternen Bistro im Landesmuseum zum Kaffee gegenüber. Bolliger ist Geschäftsleiter der in Zürich ansässigen Stiftung für das Tier im Recht, was leicht umständlich tönt, den Zweck aber gut trifft: Die Stiftung legt den Fokus auf das Recht, «denn wenn wir nur schon einen Absatz im Tierschutzgesetz ändern, können wir damit allenfalls Abertausenden von Tieren helfen», sagt Bolliger.

Seit zwanzig Jahren arbeitet der promovierte Jurist und Anwalt für die Tierschutzstiftung. Im Gespräch spürt man, dass der 52-Jährige noch immer Feuer und Flamme ist für seinen Beruf, der wohl mehr eine Berufung ist. Bolliger bemerkte schon während des Jus-Studiums, dass er als praktizierender Anwalt wohl nicht glücklich werden würde. «Ich hatte Tiere schon immer gerne, wusste aber lange nicht, wie sich das mit der Juristerei kombinieren lässt.» Nach dem Studium schrieb er eine Dissertation zum europäischen Tierschutzrecht, später absolvierte er ein Masterstudium in Tierrecht in den USA, und zwar in Portland, Oregon, das als progressives Epizentrum für «Animal Law» gilt.

«Stark am Kommen»

Freunde hätten ihm gesagt, dass seine Leidenschaft für Tierschutzrecht ja gut und schön sei, dass er daneben aber noch etwas Richtiges arbeiten solle – weit gefehlt. «Heute ist «Animal Law» eine der Rechtsdisziplinen, die stark am Kommen sind. Es gibt immer mehr Juristinnen und Juristen, für die Tiere eine Herzensangelegenheit sind und die merken, dass man

dafür das Recht einsetzen kann.» Rund zwanzig Personen arbeiten heute für die Stiftung, die meisten von ihnen haben Tiere zu Hause. Bei Bolliger sind es zwei heimatlose Katzen, die er adoptiert hat.

Die Schweiz gilt in Sachen Tierschutz im internationalen Vergleich als fortschrittlich. Bolliger sieht das Ganze weniger rosig, die Werbung mit Bildern von glücklichen Schwei-



«Immense Symbolkraft»: Jurist Bolliger.

nen, Kühen und Hühnern hält er geradezu für zynisch. «In der Schweiz mag die Lage etwas besser sein als in anderen Ländern, aber die Zustände in der Nutztierhaltung sind noch lange nicht dort, wo sie sein sollten. Vieles liegt im Argen, die Tiere haben zu wenig Platz, zu wenig Beschäftigung. Auch beim Vollzug läuft lange nicht alles gut. Von einem friedlichen Nebeneinander zwischen Mensch und Tier kann heute keine Rede sein.»

Dennoch ist der Anwalt zurückhaltend optimistisch. «Wir spüren, dass ein Umdenken in der Gesellschaft stattfindet. Die jüngere Generation hat ein anderes Bewusstsein, was den Umgang mit Tieren angeht. Vor zwanzig Jahren wurde man noch schräg angeschaut, wenn man sich als Vegetarier bezeichnete. Heute können wir frei über Vegetarismus und Veganismus sprechen. Immer mehr Menschen sehen, dass es nicht nötig und nicht richtig ist, Tiere zu nutzen oder sie zu essen. Immer mehr erkennen, dass Tiere empfindungsfähige Lebewesen sind, dass sie Emotionen, eine Seele, eine Würde haben. Es bewegt sich also etwas, und das wird sich irgendwann in tierfreundlicheren Gesetzen niederschlagen.»

Ende der Tofu-Diät

Bolliger selbst lebt seit dreissig Jahren ohne Fleisch und Fisch. Vegan ernährt er sich seit mehr als sieben Jahren, wobei ihm anfangs vor allem der Verzicht auf Käse nicht leichtgefallen sei, wie er sagt. Doch er freut sich über das immer breiter werdende Angebot an veganen Lebensmitteln, das einem in Restaurants und Läden zur Verfügung steht: «Früher gab es einzig Tofu, was auf die Dauer extrem langweilig war, heute stehen zehn Sorten Milch zur Auswahl, Joghurt, eine Fülle von Fleisch-, Fisch- und Ei-Ersatzprodukten.»

In Basel-Stadt wird demnächst über eine Volksinitiative abgestimmt, die Grundrechte für Affen fordert. «Egal, ob sie durchkommt oder nicht, eine solche Initiative wäre vor fünfundzwanzig Jahren noch nicht denkbar gewesen», meint Bolliger. «Die Debatte allein ist von immenser Symbolkraft. Und für Juristen stellen sich hier extrem spannende Fragen.»

Aufgezeichnet von Katharina Fontana

Der schönste Beruf der Welt

Das Zürcher Gastropaar Daniela und Markus Segmüller startet mit dem neuen Flughafenrestaurant «Sablier» durch. Eine Familiengeschichte zwischen Rollfeld und Goldküste.

Thomas Renggli

Es gibt momentan zweifellos dankbarere Projekte, als am Flughafen Zürich ein Restaurant zu eröffnen. Der Ort und die Branchen symbolisieren quasi die kumulierte Krise. Markus Segmüller lässt sich davon nicht aus dem Gleichgewicht bringen: «Welches andere Restaurant in der Schweiz kann schon von sich behaupten, dass es über 20 000 Parkplätze und einen eigenen Flughafen verfügt?»

Der 57-jährige Zürcher blickt von der Dachterrasse des neuen Gebäudekomplexes Circle in Richtung Stadt Kloten. Hier sollen an lauen Sommerabenden die Gäste des «Sablier» auf 120 Aussenplätzen die cuisine française von Küchenchef Andreas Medewitz geniessen und «Ferien vom Alltag» verbringen – wie es Segmüller ausdrückt.

Doch noch ist der Sommer weit weg. Die Bäume im benachbarten Park werfen in der tiefstehenden Sonne lange Schatten, die Winterluft ist kalt und klar. «Wir hätten uns das Ganze schon anders vorgestellt», sagt Segmüllers Ehefrau Daniela – um dann anzufügen: «Im Vergleich zu anderen geht es uns aber gut. Und irgendwann wird das Geschäft wieder anziehen.»

Getrennte Aufgaben

Vorderhand ist das stilvolle Restaurant mit der offenen Show-Küche, dem verspielten Lichtkonzept, den grosszügigen Wandgemälden und den hängenden Pflanzen sozusagen zu einer gehobenen Dorfbeiz geworden. Während die globale Kundschaft aufgrund der Flug- und Tourismusflaute mehrheitlich ausbleibt, beleben Gäste aus den benachbarten Gemeinden das Geschäft: «Wir haben viele Kunden aus Orten wie Wallisellen, Opfikon, Nürensdorf oder Dübendorf», sagt Markus – und blickt auf die Registrierungsliste des Vorabends. Wegen Corona lässt sich die Zusammensetzung der Gäste präzise eruieren.

Die Segmüllers sind ein eingespieltes Team – mit klarer Rollenverteilung: Markus steht an der Front und sagt zu den Gästen «Grüezi, adieu und danke», wie er selber lachend er-

zählt; der direkte Kundenkontakt sei für ihn ein zentrales Element der Gastronomie. Daniela ist für das Marketing, die Buchhaltung und die Personalabteilung zuständig. Bei der Grösse ihres Unternehmens seien sie oft an ganz anderen Orten im Einsatz: «Wir müssen schon fast abmachen, um uns zu sehen», sagt Daniela.

Auf die Frage, wie sich dieser intensive Job mit dem Privatleben verbinden lässt, sagt Markus: «Wir sind Teamkollegen mit getrennten Aufgaben. Ich kann ja bei unterschiedlichen Auffassungen von uns beiden meiner Frau nicht schöne Augen machen und hoffen, sie ändere ihre Meinung.» Daniela lacht, wenn sie ihrem Mann zuhört – um zu ergänzen: «Am Anfang unserer Zusammenarbeit gab es noch mehr Reibungspunkte, weil ich immer die Aufgaben meines Mannes überprüfen wollte.» Dies habe sich manchmal aufs Privatleben ausgewirkt. Heute seien die Aufgabenbereiche jedoch strikter getrennt, und auch das Berufliche lasse sich vom Privaten besser separieren. Gleichzeitig stellt Daniela aber klar: «Die Segmüller Collection ist sicher ein Produkt unserer Lebensgemeinschaft.» Für Markus liegt die Stärke der beruflichen Verbindung mit seiner Ehefrau in der Ergänzung der beiden Charaktere: «Vernunfts oder Unvernunfts, Risiken und Chancen

sind unterschiedlich und situativ bei uns verteilt. Keiner von uns hätte die Firma ohne den anderen aufbauen können.»

Zusammengekommen sind die beiden vor 23 Jahren, als Daniela als Tourismusdirektorin in Samnaun arbeitete: «Wir kannten uns von einem Seminar – und deshalb lud ich Markus zu meiner Geburtstagsparty ein.» Sie habe sich zweifellos für ihn interessiert, aber zuerst wollte sie auf Nummer sicher gehen und sehen, wie gut er Ski fährt, erzählt die Engadinerin mit einem schalkhaften Lächeln.

«Jeder lernt ja vom anderen»

Offenbar überzeugte Markus mit seiner skifahrerischen Klasse. Auf jeden Fall war der Pistenplausch von nachhaltigem Erfolg gekrönt – nicht zuletzt auch für die Zürcher Gastronomie. Die Segmüllers haben sich in den vergangenen Jahren auf diesem hart umkämpften Pflaster als Schlüsselspieler etabliert. Im legendären «Carlton» verbinden sie den Glanz der alten Bahnhofstrasse mit der gehobenen Küche und einer der gehaltvollsten Weinkarten der Stadt. Mit den Dienstagabendpartys schufen sie im Nachtleben einen neuen Brand – bis der Shutdown dem Spass ein Ende setzte.

Das irische «James Joyce», der Landgasthof «Adlisberg» und das «Loft Five» kamen im Lauf der Jahre dazu. Und nun will das Paar die Gäste am Flughafen glücklich machen. Damit füllt es eine eher überraschende Marktlücke. Seit der Schliessung des «Top Air» im Jahr 2001 fehlte im Flughafen ein Restaurant im oberen Qualitätsbereich: «Diese Tradition wollen wir wieder aufleben lassen», sagt Markus.

Als Rückzugsort dient dem ambitionierten Hobbyläufer die Maisonettewohnung in Zollikon – mit unverbaubarem Blick auf den Zürichsee. Und hier lässt es sich im wörtlichen Sinn «bestens leben». Die Einrichtung ist wie ein geschmackvoll zusammengestelltes Sammelsurium aus allen erdenklichen Einflüssen und Erdteilen: Hier ein Bild mit den Köpfen von John Lennon, Jimi Hendrix und Bob Marley, das von einem Flohmarkt in New





«Markus brät das Fleisch, ich bereite das Gemüse zu»: Gastronomen-Paar Segmüller.

York stammt, da ein teures Gemälde eines georgischen Malers, in der Ecke eine alte Jukebox, vor der Küche eine Fleischschneidemaschine aus dem Haus van Berkel. Er habe das «Sammler-Gen» wohl von seinem Vater geerbt, sagt Markus: «Er brachte ständig Zeug nach Hause.» Gleichzeitig relativiert Daniela:

«Uns stand das Wasser in den vergangenen zwanzig Jahren schon mehrmals bis zum Hals.»

la: «Wir kaufen nur dann etwas, wenn es uns emotional berührt oder eine Geschichte dahintersteckt. Um künstlerische Tiefe geht es uns nicht.»

Die Kinder Annina (19) und Andri (18) wohnen mit ihren Eltern unter einem Dach: «Ich würde uns als Familien-WG bezeichnen», sagt Daniela, «mit Aufgaben für alle Familienmitglieder.» Die Einteilung werde auf Zetteli gemacht, erklärt Markus. Annina, die im Hotel «Widder» in Zürich derzeit ein Prakti-

kum macht, präzisiert: «Aus den Zetteli ist ein ausgewachsenes A4-Blatt geworden.» Konkret heisst das: Annina unterstützt ihre Mutter beim Wäschewaschen, Bettanziehen und Bügeln. Andri übernimmt die Abfallentsorgung, und Markus, der gelernte Koch, stellt sich vor allem am Sonntagabend an den Herd. Wobei sich auch hier die Familie gegenseitig unterstützt. Daniela: «Markus brät das Fleisch, ich bereite das Gemüse zu.»

Der familiäre Zusammenhalt ist in diesen Zeiten besonders wichtig. Auf die prekäre Lage in der Gastronomie angesprochen, antwortet Markus pragmatisch: «Uns stand das Wasser in den vergangenen zwanzig Jahren schon mehrmals bis zum Hals: Die Bankenkrise, 9/11 oder die Einführung des Rauchverbots waren für unsere Branche einschneidende Ereignisse. Aber Corona übertrifft alles.» Er habe eigentlich damit gerechnet, dass man im vierten Quartal 2020 richtig loslegen und vom Advents- und Weihnachtsgeschäft profitieren könne, aber die neuerlichen Massnahmenverschärfungen stehen dem Vorhaben im Weg:

«Wie alle Menschen machen wir uns Sorgen. Aber wir besitzen genügend Reserven, um die Krise zu überstehen», sagt Segmüller. Er und seine Frau seien beide sehr energische Personen – mit unterschiedlicher Ausprägung. Jeder wisse intuitiv, bei welchem Projekt wie zu handeln sei: «Somit können wir uns zu hundert Prozent auf den Partner verlassen und alle Entscheidungen auf Augenhöhe zusammen diskutieren.»

Daniela sagt dazu: «Jeder lernt ja vom anderen, und dies verstärkt die Sicherheit und führt zu besseren Resultaten. Unsere zielgerichtete Diskussionskultur hat unsere Beziehung und die Art, wie wir unser Unternehmen führen, gestärkt.» Markus ergänzt: «Daniela kann mit meinen Charakterzügen umgehen, und wir lassen uns genügend Freiraum.»

Covid-19 vergrössert diese Freiräume nun aber auf unerwartete Weise. Sie seien praktisch täglich zur Improvisation gezwungen, so Daniela. Als im Frühling während des Shutdowns praktisch von einem Tag auf den anderen sämtliche Betriebe schliessen mussten, blieb nicht einmal mehr diese Möglichkeit. Stattdessen erlebte Markus ein völlig neues Wohngefühl: «Erstmals seit zwei Jahrzehnten war ich jeden Abend zu Hause.» Er habe sich dadurch orientierungslos gefühlt, «wie ein Frühpensionär». Und während seine Frau alle Folgen von «Downton Abbey» geschaut habe, sei er ziemlich ratlos vor dem Fernseher gesessen: «Das war wie ein Gefühl der Ohnmacht. Ich war extrem froh, als ich wieder arbeiten konnte.»

Das Gastropaar will aus der Phase des Stillstands auch Positives schöpfen: «Man lernt, mit schlankeren Strukturen zu leben: Es muss nicht immer alles sein. Und man weiss, auf wen man sich verlassen kann», sagt Markus. Gleichzeitig sei eine grosse Dankbarkeit der Mitarbeiter vorhanden. «War es früher oft schwierig, gute Mitarbeiter zu finden, hat sich diese Situation nun markant geändert.» Jede und jeder sei froh, wenn sie oder er bei einem verlässlichen Arbeitgeber angestellt sei. Und überhaupt bleibt selbst in schwierigen Zeiten immer die Freude am täglichen Tun im Vordergrund. Daniela fasst den Gedanken ihres Mannes in Worte: «Wir haben den schönsten Beruf der Welt! Ich bin nicht nur Gastgeberin für unsere Gäste, sondern auch Arbeitgeberin, Kummerbox oder Sekretärin für unsere Mitarbeiter, und das erfüllt mich sehr.» Die Begegnungen und «Soap-Operas» seien einmalig.

Wie die aktuelle Seifenoper endet, bleibt abzuwarten. Aber etwas ist entscheidend: Das Drehbuch wird von Daniela und Markus selber geschrieben. Und die beiden wollen auch dramaturgisch nichts dem Zufall überlassen und ihren grössten Trumpf ausspielen: den Familiensinn und das schon fast blinde Verständnis füreinander.

2021: Die unemanzipierte Frau

Seine Probleme eigenverantwortlich regeln ist out. Sozialstaat, übernehmen Sie!



Das europäische Bürgertum Mitte des 19. Jahrhunderts unterschied sich von anderen Bevölkerungsgruppen unter anderem durch seine Geschlechterkultur. Familienkapital und -werte standen im Mittelpunkt, Männern und Frauen waren unterschiedliche Rollen zugewiesen. Die Stellung des Mannes als Ernährer und Beschützer verlangte, dass er die meiste Zeit ausser Haus verbrachte; für seinen beruflichen Erfolg war aber ein funktionierendes Zuhause enorm wichtig. In einer typischen Mittelstandsfamilie waren darum die kultiviertesten Energien der Frau gefragt, um ihm den Rücken freizuhalten, den Haushalt zu besorgen und das Heim in eine spirituelle Oase zu verwandeln. Sie kümmerte sich um Kinder und Ehemann.

Der patriarchale Lebensstil brachte es mit sich, dass bürgerliche Frauen von ihren Männern auf eine Art Empore gehievt wurden. Zwecks bestmöglicher Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten hielten diese allerlei Unpässlichkeiten von ihnen fern: Sie musste sich nicht mit einem Job herumschlagen, auch nicht verstehen, wie der Gatte Geld verdient oder wie Buchhaltung und Politik funktionieren. Viele der nicht haushaltsspezifischen Probleme wurden für sie gelöst. Der Nachteil der Rollenteilung war, dass Frauen nicht in Entscheidungsprozesse integriert wurden, diese auch nicht hinterfragen durften – nach dem Motto: Wenn du nicht mit anpackst, redest du auch nicht mit. Den Damen war klar: Wer anderen die Fürsorge überträgt, überlässt ihnen ein Stück weit die Kontrolle über sich, gibt Mitsprache und Selbstbestimmung auf. Damals und in den folgenden Jahren haben sich Frauen gegen diese patriarchale Bevormundung zu wehren begonnen. Der Rest ist Geschichte.

Heute, im 2021, verlangen Frauen aus der Mittelschicht Fürsorge und Bevormundung – nicht vom sogenannten Patriarchat, denn das be-

kämpfen sie ja, aber vom Sozialstaat. Eine der intensivsten «Diskussionen» auf Twitter über die Festtage war die Forderung linksfeministischer Kreise nach Gratis-Tampons und -Binden für Frauen und deren Verfügbarkeit in allen öffentlichen Gebäuden. Der Aufruf, der wie aus einem in der Gender-Studies-Klasse entstandenen Manifest klingt und vor allem von privilegierten Frauen (und deren männlichen Pendanten) aus dem Universitäts-, Kultur- und Medienmilieu geäussert wird, eruptiert alle paar Monate aufs Neue. Als Geschenkidee passt er natürlich hervorragend unter den Christbaum.

Dieses Anspruchsdenken basiert auf der Annahme, dass durch die Menstruation ein Nachteil im Leben von Frauen entsteht, eine finanzielle Bestrafung, «für die sie nichts können» und vor der sie bewahrt werden sollen. Ich bin überzeugt, hätten die eingangs erwähnten Ladys solcherlei Forderungen ans Patriarchat gestellt, wären die Männer ihrem Wunsch bereitwillig nachgekommen, um sie vor diesen schlechten Einflüssen zu schützen – damit sie sich besser auf ihre wesentlichen Aufgaben konzentrieren können. Zur damaligen Zeit übrigens haben Ärzte wohlhabenden Frauen geraten, wenn immer möglich zu ruhen, wenn sie ihre Tage hatten.

Ich finde nicht, dass die Welt uns Frauen etwas schuldet, weil wir Frauen sind. Die Denkweise – ich kann für meine Periode nichts und brauche deshalb überall kostenlose Hygieneprodukte angeboten – halte ich sogar für etwas wie einen Verrat an jeder eigenständigen Frau. Die emanzipierte Frau von heute hat keinen solchen Schutz nötig. Sie braucht keine Versorgung vom Staat, der ihr Behälter mit Tampons einrichtet, weil sie nicht selbst vorausplanen kann, für den Fall, dass mal unverhofft die Periode einsetzt.

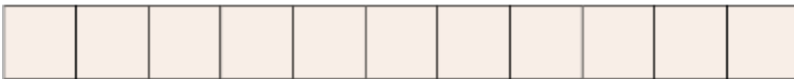
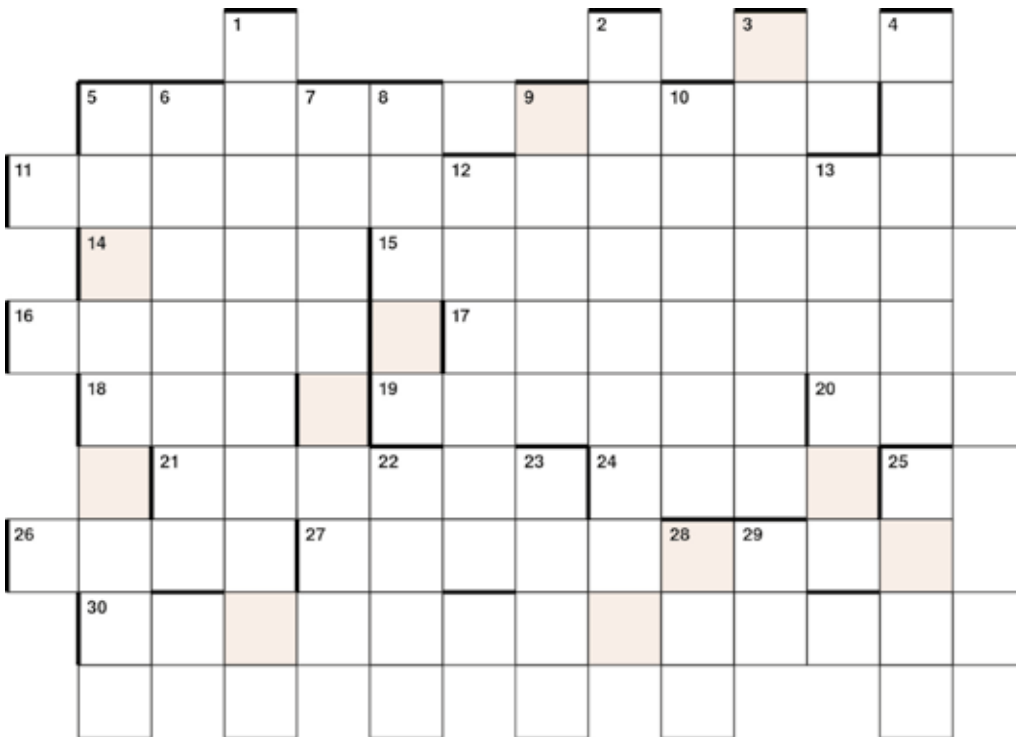
Frauen wollen (und können) Unternehmen leiten und die Geschicke eines Landes lenken – aber zu Hause ein paar Tampons einpacken überfordert sie? Sie wollen als unabhängige, selbstbestimmte Individuen gesehen werden – aber wegen zirka fünf Franken im Monat von der Allgemeinheit abhängig sein geht in Ordnung? Sicher, es handelt sich nur um läppische Tampons, aber im Prinzip geht es darum, dass die Gesellschaft ihre Probleme für sie regeln soll.

Das hat nichts mit Gleichberechtigung zu tun. Mit Rechten kommen immer auch Pflichten – und Eigenverantwortung. Du willst mitreden, dann muss du dich beim Lösen von Problemen einbringen und mit anpacken. Vor allem bei den eigenen. Eine «Gebt mir, weil ich brauche»-Mentalität ist das Gegenteil von Emanzipation; es ist eine neue Abhängigkeit.

Ja, und spinnen wir die Logik dieses Gruppendenkens weiter, könnte jede Gruppe ihre Forderungen stellen: Linkshänder brauchen spezielle Messer und Scheren. Senioren Hygieneprodukte wie Inkontinenzhosen. Männer könnten eine Entschädigung vom Staat verlangen, weil sie aufgrund ihres höheren Kalorienbedarfs mehr Essen benötigen. Dafür können sie ja auch nix. Oder doch? Sie könnten hungern für mehr Gleichberechtigung. Und schliesslich: «Kostenlos» heisst nicht, dass ein magischer Wohltäter für die Produkte aufkommt, sondern die Steuerzahler** – **innen.

Ich für meinen Teil finde ja, Gratis-Tampons sind nett, aber dann will ich auch meine Brille bezahlt haben, weil sie notwendig ist und ich für die Sehschwäche nichts kann. Und da ich als Frau sowieso Hauptleidtragende einer ungerechten Gesellschaft bin, stehen mir auch Gratis-Klamotten zu. Brauche ich nun mal auch. Danke!

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli



Lösungswort — Foren moderieren und Server administrieren

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **5** Wo ein Strand eine plage, der massage die Massage und die Million der million, ist der eine infusion. **11** Die oft umständliche Umstellung einer inneren Einstellung mittels Überarbeitung überholter Überzeugungen. **14** Womit die Shopper nach dem Shoppen aus dem Shoppingcenter trotten. **15** Eine Miete unter windhündischen Grosskatzen. **16** Die Verfahrensweise erfordert ein Paar Samthandschuhe, Geduld und Ruhe. **17** Reine Angeberei, die informelle Auf-führung. **18** Die fremde Bucht im Land vo Bia und Weisswuascht. **19** Dirnen, Indern, Dinner und drinne innewohnende äussere Schichten. **20** Mach's wie ein Läufer und kratz die Kurve! **21** Etwa hier weniger, da mehr: weniger weder wurscht noch wumpe, mehr von disparater Art. **24** Potz Platz, die bietet ja kaum Raum. **26** Alt-Steinheim, wird immer wieder gerne auf Sand gebaut. **27** Ist es eine Stelle, ist diese Kies- und Kohlequelle. **30** Zum Beispiel «Bello, bring!», «Lora, sing!» oder «Spring, Leo, spring durch den brennenden Ring!».

Senkrecht — **1** Seins oder nicht seins ist für ihn keine Frage, oder jedenfalls keine von Belang. **2** Dabei geht es darum, laufend Neues zu entdecken. **3** Eine Änderung der Richtung oder sowas in der Richtung sowas in der Richtung. **4** Ist, zumindest physikalisch, jede Dicke, Höhe, Tiefe, Breite oder Weite. **5** Dort gibt es fast alles optional mit alles und viel scharf. **6** Betreibt die Flotte mit der Harfe auf der Flosse. **7** Eine herausfordernde Belastungsbetrachtung: motivierend stimulierend statt frustrierend strapazierend. **8** Der Mitteleuropäer ist doch nicht ganz gebacken. **9** Die, die schon bei geringstem Wind immer gleich am Zittern sind. **10** Verunstaltende Verrichtung mit Verdeck- und Versteckzweck. **12** Ein eindrucksvoll einfallsreiches Anagramm von 21 Waagrecht. **13** Abjekte Objekte – Krumme dreht, wer sich vergeht. **22** Wie man so schön zu sagen pflegt: Wie schade, dass der endlich geht. **23** De Bärs, ähm, de Beers kleiner maritimer Urs auf Abenteuerkurs. **25** Ein einheitliches Einzelding oder langer Rede kurzer Sinn. **28** Das Christ- in Hammerfest und Östersund. **29** Kurzer kontinentaler Konkurrenzkampf.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 698



Waagrecht — **6** HEILIGABEND **10** RAHMEN **12** IDEENLOS **15** GEORDNET **16** BEO **17** «Es gibt REIS, Baby» ist Helge Schneiders erfolgreichstes Album. **18** In den NESSELn sitzen = in Schwierigkeiten sein **19** STI: engl. Schweinestall **20** MAERZ: Frühlingsanfang auf der Nordhalbkugel **22** Jennifer ANISTON spielt Rachel in der Sitcom «Friends». **23** KNIFE: engl. Messer (bring a knife to a gunfight) **25** IUCKEN **27** HEIKEL **28** SAKKO **31** SEELSORGER

Senkrecht — **1** Schichtenweise von aussen nach innen gelesen (ausgepackt) ergibt sich «GEHEIMNIS». **2** CINDERELLA: engl. Bezeichnung für Aschenputtel **3** BADESALSON **4** SEEBLICK **5** EMOTIONAL **6** HAGERKEIT **7** LERNE **8** (Vir)GIN **9** BETEN **11** MOSAIKE: Anagramm von «Maokies» **13** Loch NESS **14** LOTTE: «Das doppelte Lottchen» von Erich Kästner **21** ZINS **24** FEE **26** UAR: umgedreht «rau» **29** KEN: Barbie-Puppe **30** OR: franz. Gold (rouler sur l'or)

Lösungswort — **CHRISTSTOLLEN**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

NEU START KLAR /

FAHREN STATT WARTEN
MIT DEM **OPEL SOFORT-LEASING**



DER VOLLELEKTRISCHE OPEL

CORSA-e /

AB 219.-/MT.

INKL. RATENVERSICHERUNG SECURE4YOU+
AB LAGER BEI IHREM OPEL PARTNER



O P E L



Leasingbeispiel: Corsa-e Edition, Elektromotor, 5-Türer, 136 PS. Katalogpreis CHF 36 320.-, empfohlener Verkaufspreis nach Rabatt CHF 30 320.-, Sonderzahlung CHF 9096.-, Leasingrate CHF 219.- pro Monat inkl. MWST, Rücknahmewert CHF 11817.-, effektiver Jahreszins 0,95%. Leasingdauer 49 Monate. Kilometerleistung 10 000 km/Jahr. **Abbildung:** Corsa-e Elegance, Elektromotor, 5-Türer, 136 PS. Katalogpreis CHF 39 550.-, empfohlener Verkaufspreis nach Rabatt CHF 33 550.-, Sonderzahlung CHF 10 065.-, Leasingrate CHF 249.- pro Monat inkl. MWST, Rücknahmewert CHF 12 767.-, effektiver Jahreszins 0,95%. Leasingdauer 49 Monate. Kilometerleistung 10 000 km/Jahr. Energieverbrauch: 15,93-17,58 kWh/100 km (WLTP). Energieeffizienzklasse A. Angebot nur in Verbindung mit dem Abschluss einer Ratenversicherung (Arbeitslosigkeit, Erwerbsunfähigkeit) SECURE4you+. Obligatorische Vollkaskoversicherung nicht inbegriffen. Leasingkonditionen unter Vorbehalt der Akzeptanz durch Santander Consumer Schweiz AG, Schlieren. Der Abschluss eines Leasingvertrags ist unzulässig, sofern er zur Überschuldung des Leasingnehmers führt. Gültig bis 31. 03. 2021 auf ausgewählte Lagerfahrzeuge und bei teilnehmenden Opel Partnern.